

# Frauen-Zeitung

Heft 16.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 16. August 1891.

Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4 1/2 M.

XVIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Das Gut im Monde.

Novelle von Marie von Olfers.

(Schluß.)

„Was den Reichtum ansteuert,“ sagte Servaz, „der zerfließt Manchem wie Wasser in der Hand. Ich kann nicht mehr so viel geben. Vielleicht haben Sie noch ein kleineres Zimmerchen!“

„Noch kleiner?“ wiederholte sie erstaunt. „ei ja, da wäre wohl eins, aber es schickt sich eigentlich nicht für solchen Herrn, — die Handwerker wohnen darin.“

„Mir wär's recht; auch wenn Sie irgend welche Arbeit wüßten. Sie hatten doch früher immer allerlei zu schreiben für mich!“

„Natürlich! Solch ein fleißiger Mensch wie Sie findet überall zu thun. Soll ich Ihre Sachen holen lassen?“

„Meine Sachen sind hier.“

Da ging die Frau schweigend voran; ihr wurde klar, wie es stand, und Servaz fühlte das.

Die Mägde kamen schwatzend zusammen; bald wußte es das ganze Haus, der leutselige Herr sei wieder da, der die schönen Verse mache, das Gut aber sei fort. Die gute Frau brachte ihm gleich am nächsten Tage Allerlei zu thun, was sie bei ihren Miethern, deren sie Viele hatte, eingesammelt hatte.

Ihr war, als sei ein verlorener Sohn heimgekehrt, und auch ihm schien es, als wäre er wieder in seiner Heimath.

Er stand noch lange wie an jenem Abend am Fenster. Der Mond kam wieder, aber er hatte einen Hof; auf seinem Gute dort oben war auch schlecht Wetter.

Ob er je wieder würde schreiben können? Wo war die Fluth der Gedanken, die Fülle der Gefühle, der Gestalten?

Sie strömen aus einer gefunden, frischen Seele, nicht aus einer, die mit gebrochenem Flügel am Elend eines verfehlten Lebens schleppt.

Mit einem Seufzer wandte er sich vom Fenster ab.

Diesmal weckte ihn keine Glücksbotschaft aus seinen traurigen, schweren Träumen.

Er arbeitete unermüdet, wie ein Lastthier. Das verstand er wenigstens, machte Correcturen, schrieb lange Manuscripte anderer

Dichter und Dichterinnen ab. Der Verdienst war nicht groß, aber er sah ihn doch wachsen. Für sich brauchte er wenig; wenn ihn die gute Wirthin nicht zwang,



Wiener Kaffeehäuser. Von M. Sedell.  
Spielzimmer im Café central.



Kaffeehaus in einer Wiener Vorstadt. — Siehe Seite 123.

etwas aus ihrer Küche zu kosten, lebte er nur von Kaffee und Brod.

Die Leute im Hause, alle dem freundlichen Herrn zugethan, schüttelten die Köpfe und meinten: lange würde der es wohl nicht machen, der würde ja alle Tage bleicher.

Eine dicke Freundin der Frau Wirthin rieth ihr, den blaffen Miether bald hinauszufegen, sie wisse, was es für Schwierigkeiten mache, wenn Jemand, der so wenig Mittel habe, im Hause sterbe.

9.

Jetzt erst war Britta unglücklich, und kein Jauchzen der Kinder konnte sie von dem Stein bereuen, der auf ihrer Brust lag. Immer wieder hörte sie die bösen Worte, die sie Servaz gesagt hatte! —

„Das Beste wäre, Ihr siedeltet ganz zu mir herüber,“ meinte Hans Saatkübel, „dort gehörest Du hin. So gern es auch Tim giebt, es bleibt doch immer ein Almosen.“

Aber sie wollte nicht.

„Tim hat meinen Mann lieb gehabt, ich kann nur da wohnen, wo man ihn liebt,“ sagte sie.

„Ewig mit Eurer Liebe! Ich dächte, die könnte bei all' diesem Elend vergangen sein! Er sprach auch davon, als ich ihn unter Eurem Fenster traf.“

„Du sahst ihn?“ fuhr sie auf.

„Es ist schon lange her, — wer weiß, wo er jetzt steckt.“

„Du hast ihn verjagt!“ schrie sie.

„Sein schlechtes Gewissen hat ihn verjagt, ich sag' ihm nicht ein Wort, daß er sich nicht selber sagen mußte.“

„Er ist fort, und ich kann nicht ohne ihn leben, Vater!“

„Ich sehe ja, es geht ganz gut! Er hörte Euch lachen und meinte, wenn es Euch gut ginge, wäre auch er zufrieden. Wer weiß, ob er nicht recht froh ist, Euch mit guter Manier los zu sein; für so Einen ist eine Frau und ein Paß Kinder eine große Last! Vielleicht wird er wieder Dichter, lebt im Monde und was weiß ich. Wir Erdwürmer verstehen davon nichts. Du sollstest vernünftig werden; hast allen Grund, jetzt glücklich zu sein.“

„Glücklich ohne ihn? O Vater, Du weißt nicht, was glücklich sein heißt!“

„Nein! Eure Sorte glücklich sein ist eine ganz aparte. Darin bist Du wie die Mutter.“

„Sprich nicht von ihr, Vater, oder ich weiß nicht, was ich thue! Von Dir hatte ich die bösen Worte, die ich ihm sagte, ich hab' ihn fortgetrieben, ich selbst!“ —

Er hatte ihr oft er-



zählt von seinem Zimmerchen in der Stadt, ihr das Haus beschrieben, die Straße genannt. Sie hatte Tim gebeten, gleich dort zu fragen. Er hatte es auch gethan.

„Sag' nichts, verrath' mich nicht,“ bat Servaz. „Du siehst ja, es ist nicht mehr auf lange. Ich will ihr ersparen, mich so zu sehen. Wenn sie erst frei ist, kann sie sorglos mit ihren Kindern bei Dir leben, Tim. Mit mir ist es aus, für mich gab's nur das Gut im Mond, auf dem hätte ich bleiben müssen. . . Könn' ich Britta und die Kinder nur noch einmal sehen! Der Arzt hat versprochen mir zu sagen, wenn es so weit ist. Er spricht noch immer von Jugendkraft; aber ich bin ein gebrochener Mann, Tim.“

Der Freund tröstete ihn, kam alle Tage. Servaz frug nach Jedem der Seinen, in Gedanken lebte er nur mit ihnen. Er lag jetzt völlig apathisch da.

Tim hätte Britta davon sprechen müssen; ein wunderbares Gefühl hielt ihn davon ab: eine Art Mitleid, von dem er sich selbst nicht Rechenschaft geben mochte, war es für Servaz, war es für Britta. Wenn ihm nicht zu helfen war, sollte sie dies Elend in der Nähe sehen, all' die Kämpfe mitmachen, in denen eine Seele langsam zu Grunde geht? Umsonst bat er Servaz, zu ihm zu kommen, dort wäre es für sie doch leichter gewesen. Der aber schüttelte traurig den Kopf.

„Hier,“ sagte er, „habe ich das Gefühl der Buße, und so soll es sein. Keiner kann mich frei sprechen; ein Mann muß wissen, was er thut, und die Folgen, so viel er kann, allein tragen. . .“

Es war Frühling geworden; Servaz ließ sich das kleine Fensterchen weit öffnen und sah die Schwalben in der blauen Luft hin und her schießen.

Das Niethstöchertchen, ein blondes Kind, brachte ihm die ersten Weilschen. Er zog die Kleine nahe zu sich heran und sagte:

„Ich hab' auch ein Mädchlein wie Du eins bist, und es hat Augen wie die Blauweilschen dort!“

An demselben Tage sah Britta auf der Veranda, auch ihr brachten die Kinder Weilschen, einen ganzen Berg. Die kleine Lisi aber kam mit einem weißen „Schid“ es dem Vater!“ sagte sie, „oder wollen wir es ihm selbst bringen?“

„Ja, wenn wir wüßten, wo er wäre!“

„Ich weiß es,“ flüsterte das Kind. „Barbara hat es mir gesagt, aber es ist ein Geheimniß. Ich hab' ihr keine Ruh' gelassen, ich bangte mich so nach ihm.“

Britta war schon aufgestanden. Barbara trat ein. „Alle wissen es,“ rief Britta ihr entgegen, „nur ich nicht!“

„Ich durst' es nicht sagen, gnä' Frau, Herr Saatwintel sagte, ich würde dann nicht eine Stunde mehr hier im Hause sein. Er zahlt mir meinen Lohn, aber ich will keinen Lohn. Sie müssen es wissen, Sie sollen wieder Ruhe haben!“

„O! wie mag es ihm gehen, — ich will hin, — gleich!“

„Nun, schlecht geht es ihm nicht, er wird gepflegt wie ein Prinz. Herr Engelbrecht ist alle Tage bei ihm.“

„Er auch, und er konnte schweigen!“

Sie packte kaum das Nothdürftigste zusammen, die treue Dienerin half; als sie eilig zur Station wanderten, erzählte sie ihr von Servaz.

„Sie werden den armer Herrn verändert finden, er ist krank. Die Leute sagen sehr, mir ist aber, als fehlte ihm nichts, als wir und die Kinder.“

Die Dämmerstunde war herangekommen, da stand Britta vor dem kleinen Hause. Die Gasse eng, das Gebäude düster, schmal und hoch. Die Stiegen nahmen kein Ende, kein grünes Blatt war zu sehen, so wie er es liebte.

Die Wirthin begleitete sie bis zur Thür. Tim hatte ihr erzählt, Servaz habe eine Frau, die müsse aber bei den Kindern bleiben.

„Ich fand das nie recht,“ sagte sie; „wer Einen am meisten braucht, da gehört man hin, und der arme Herr brauchte Sie! . . . Wir pflegten ihn, so gut wir konnten, aber wissen Sie, etwas fehlt doch immer. Weiß er, daß Sie kommen?“

„Nicht grad', daß ich heut' komme,“ sagte sie zögernd, „aber er erwartet mich gewiß täglich.“

„Ja, das ist wahr, mit mir sprach er zwar nicht davon, aber mit meinem Töchterchen Lina, die kennt die ganze Familie. Einmal wird sie kommen, sagte er.“

An der Thür verabschiedete sie sich.

„Es ist ein Zimmerchen daneben leer, wenn Sie es wünschen, die Kammer ist zu klein für Zwei.“

Ja, sie wünschte es. Sie öffnete; wie dunkel, wie luftlos! Es schnürte ihr den Athem zu; während sie die herrliche Luft draußen einsoog, die über Wälder und Wiesen kam, lag er hier im Dampfen.

Sie trat leise und schüchtern näher, zaghaft wie eine Braut.

Da lag er im Schlummer, sein edles Gesicht abgezehrt, sein Haar ergraut. Sie stand, die Hände gefaltet, und sah ihn an. Sein Unglück lag um ihn, — für sie, die ihn liebte.

Lange betrachtete sie ihn so.

Als er sich regte und die Augen aufschlug, sah er sie kaum erstaunt an.

„Britta,“ flüsterte er, „ich wußte, daß Du kommen würdest!“

Sie hatte nur ein Wort für ihn: „Geliebter!“

„Ist die Zeit schon da?“ frug er, ihre Wangen an der seinigen. „sagt der Arzt: ich muß fort? Ach, seht blieb ich so gern noch ein Weilschen hier!“

„Du wirst leben, Servaz. Gewiß, wirst mich nicht wieder allein lassen. Du wirst leben, weil wir wieder beisammen sind.“

„Und die Kinder? Du verließest die Kinder?“

„Die Kinder pflegt Barbara: sobald Du besser bist, lassen wir sie kommen, wir trennen uns nie mehr, nie mehr!“

„Aber das Geld, Britta! Wo soll das Geld herkommen, während ich hier liege?“

„Ich habe etwas von der Mutter geerbt, der Vater hat es mir ausgezahlt.“

„Weil er dachte, ich könne nichts schaffen, Britta; wenn er wüßte, daß ich Dir auch das noch koste! Stecke es fort, verwehr's! Geld ist bei mir nicht sicher, ich weiß damit nicht umzugehen, und es ist doch eine Hauptsache im Leben!“

„Das sagst Du?“

„Ich habe es erfahren, Britta.“

„Nein, das sollst Du nie sagen, Geliebter. Wir wissen andere Hauptsachen, unsere Seelen schütteln es ab wie Staub, an ihr Leben reicht es nicht heran.“

„Hat es uns nicht getrennt?“

„Dem Herzen nach nie, Servaz. Es giebt aber noch viel Güter, die weit mehr werth sind, als Geld. Dein Leben, das Leben der Kinder, unsere Liebe, — kann man das kaufen?“

„Erhalten doch, Britta.“

„Nur mit Gottes Hilfe. Wir werden schaffen, die Kinder helfen; Hans ist ein kluger, anständiger Junge.“

„Kluger als sein Vater, so Gott will!“

„Nur anders klug, Servaz, besser darum nicht, Geliebter; sollte er Deine schönen Lieder schreiben, so würde er kläglicher scheitern, als Du in der Landwirthschaft auf Dornbusch. Fasse Muth! Sagt man doch, Freude ist ein Heilmittel, — freust Du Dich nicht?“

„Ob ich mich freue!“

Er schlang beide Arme um sie. Der Mond ging vorüber und warf seine Silberstrahlen über sie; das kleine Zimmer strahlte wie ein Prachtgemach. — —

Hans Saatwintel war wüthend.

„Nun wird er ihr noch die letzten Groschen abnehmen! Ich fahre hin, ich hole sie zurück!“

„Das wird wohl nicht so leicht gehen,“ meinte Tim; „er hat ein Recht auf sie, sie ist seine Frau.“

„Ein Recht, — als ob er Rechte respectirt hätte! Wer sie ernähren kann, der hat sie.“

„Sie wirthschafte mit dem Vermögen der Mutter, es ist zwar sehr klein, aber für's Erste —“

„Für's Erste! Dann sind sie wieder so weit! Du wirst mir mein Kind wiedererschaffen, Tim. Mein unglückliches, verirrtes Kind!“

Wenn sie wieder litte, wieder lebte wie damals! Der Vater hatte wohl recht. Tim wollte versuchen, sie zurückzubringen, sie könnte ja von hier aus immer hin, brauchte nicht die ganze Misere zu theilen. Eine Kammer, in die er keine Magd steden würde!

Aber er fand es anders, als er gedacht.

Wo eine geschickte Frauenhand ist, gedeiht die Lebenspoesie auf dem dürrsten Felde. Freilich war's ein Dachstübchen; sie hatten ihn nebenan gebettet. Die Frühlingssonne schien in ein Eckchen hinein. Weilschen in einem Glase standen auf einem Tisch, Alles so sauber als möglich, sie selbst frisch wie ihre Weilschen. Sie saß auf seinem Bett, er hörte Weider Lachen.

Servaz lachen, wie er es lange nicht von ihm gehört, wie ein lustiger Schüler in den Ferien! —

Tim hatte die Thür nur halb geöffnet. Niemand sah ihn.

Sie waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt.

Leise schloß er wieder, stieg in den Wagen und fuhr nach Hause zurück.

Hans erwartete ihn.

„Nun,“ rief er schon von Weitem, „wo bleibt Britta?“

„Sie bleibt bei ihrem Mann,“ antwortete er bestimmt.

„So, und weshalb? Das wollen wir doch sehen!“

„Weil sie glücklich sind, Hans; glücklicher, als wir sie machen können, trotz all' unsern Vorzügen, — ich beneidete sie fast.“

„Du bist wohl auch auf dem Mond gewesen, Tim?“

„Ich wollt', ich wäre es, aber ich sah nur durch eine Spalte seinen Glanz. . .“

Langsam erholte sich Servaz. Es gingen viele Kräfte, viel vom mütterlichen kleinen Erbe darauf. Britta verlor den Muth nicht.

„Sobald der Arzt erlaubt, gehen wir auf unseren

Landstift, Du mußt Lust haben. Unsern Landstift, sagte ich, Servaz, aber Gott sei Dank gehört er uns nicht. Wir haben keine Verantwortung dafür. Keine Sorge, ob's zu rechter oder unrechter Zeit regnet, ob die Mäuse fressen, oder was sonst am Besitz nagt. Auch zu verderben ist nichts daran, es ist nur der Platz zu einem Gärtchen dabei. Hans kann seine Thakraft zeigen, die Kinder können buddeln nach Herzenslust. Die Kinder! Jauchzt Dein Herz nicht? Wir nehmen sie alle mit, selbst den Hans, obgleich er es weit besser hätte beim Großvater, — er will nicht von uns fort!“

Endlich kam der schöne Tag, an dem Servaz in die neue Wohnung gebracht werden konnte. Es war ein winziges Häuschen, weit, weit vor dem Thor.

Ein Akazienbaum stand davor; Servaz lächelte, als er ihn sah.

Die Kinder, welche Barbara Tags zuvor gebracht, standen als Blumen auf dem kleinen grünen Fleck, der den Garten vorstellte.

„Ist es nicht prachtvoll?“ rief Hans, der sich gleich mit einem Spaten bewaffnet hatte, „wir machen einen Gemüsegarten, einen Hühnerhof und —“

„Warum nicht auch noch einen Kuhstall?“ fiel Britta lachend ein.

Die kleine Lisi drängte sich zum Vater und flüsterte, als wär's nur für seine Ohren: „Gestern Abend hab' ich hier unsere Nachtigall gehört, sie ist mit uns gezogen, auch unser lieber Mond! . . .“

Servaz erholte sich sichtlich, bald konnte er wieder schreiben, und an Manuscripten fehlte es ihm nicht; daran ist kein Mangel in der Welt.

Er saß meist draußen in der Bohnenlaube, die nach dem Muster in Saatwintel gebaut war.

Es fiel ihm nicht ein, daß er selbst etwas schreiben könne; das ist vorbei, dachte er, die Zukunft gehört den Kindern, ich muß still und geduldig für das tägliche Brod arbeiten. Mögen sie einst das werden, wofür ich wohl eigentlich von Gott bestimmt war. Wehe dem, der von dem ihm vorgezeichneten Wege abweicht, selten oder nie findet er zurück! —

„Wo Kinder sind, da ist das goldene Zeitalter.“ Diese Fülle von Hoffnungen, von Vertrauen in Gott, in Menschheit und Welt, ruft selbst im winterlichsten Herzen den Frühling hervor.

Kindern ist meist, was Große schätzen, Eleganz und äußere Pracht, nichts als Zwang. Das reiche Kind sieht oft mit Sehnsucht die Spiele der Armen, bei denen Wasser, Sand, freie Luft die größten Schätze sind.

Hier gab's das Alles zu freier Benutzung, noch dazu Lieblingsthiere, Gärtchen, in denen Kresse, Salat, Radieschen gezogen wurden, ja sogar einmal eine Rose erblühte. Lisi's Rose, berühmt noch lange, als sie schon Mambutte war.

Britta und Barbara schafften nicht nur frohe Werkeltage, nein, es gab auch herrliche Feste. Sommerfeste auf grünem Rasen, wenn der Kirschbaum Früchte trug. Winterfeste um den behaglichen altmodischen Ofen, in dem Bratäpfel schmorten.

Und dann die Partien, Schlittschuhpartien, Waldpartien und wie sie alle hießen, — kein Ende des Vergnügens!

Die Eltern lächelten, wenn sie die rauschende Lust dieses frohen Völkchens umdrauste.

„Du sollst es mir aufschreiben für später,“ bat Britta, „besonders Lisi's Geschichten, sie ist Deine echte Tochter, — was der Alles einfällt!“

Und er schrieb wieder.

Abends, wenn die Kinder im Bett lagen und sie all die lockigen Köpfe gesegnet, sahen sie zusammen, je nach der Jahreszeit, im Gärtchen oder am Ofen, und Servaz las vor. Oft lachten sie; manchmal aber war es zu schön dazu, grad' wie ein Lied, meinte Britta.

Sie lebten von der Welt abgeschieden, weit fort; die Verbindung war zu theuer. Nur Tim kam oft.

„Es ist schöner bei Euch, wie irgendwo,“ sagte er, während die Kinder ihn jubelnd begrüßten und die kleine Lisi ihm ihr liebstes Blümchen brachte.

Manchmal fand er sie lesend.

„Gieb mir das doch einmal mit, Servaz,“ sagte er, „das muß noch andere Menschen erfreuen; ich will sehen, ob es Jemand drückt.“

Sie lachten darüber. Solche Kindereien! Wer wird sie lesen? Wer interessiert sich für anderer Leute Kinder?

„Mir ist, als müsse es Jeden interessieren. Du bleibst ein Dichter, Servaz. Die echten Dichter schreiben ganz für sich, ganz individuell und doch wieder für die ganze Menschheit. Es ist etwas darin, das anders ist, wie Alles, was wir ausdenken können, und etwas, was wir Alle gleich empfinden.“

Er nahm einen Theil des Manuscripts mit, und schon nach acht Tagen konnte er Servaz sagen: „Es wird gedruckt, hier ist das Honorar. Zinsen von Deinem Gut im Monde!“

„Und welch' schönes echtes Gold,“ rief Britta.

Servaz hielt es gerührt in der Hand.

„Ich schalt darauf,“ sagte er, „heut' fühl' ich, daß



es eben so edel als gemein sein kann. Ein Werthzeichen, ein Ehrenzeichen. Kinder, Euer Vater hat dies Geld verdient!"

Die Kinder standen ehrfürchtig davor. Vifi faltete sogar die Hände.

"Es ist aus seiner Goldgrube auf dem Monde," sagte Britta, "aber um das herunter zu holen, muß man Flügel haben, und Ihr habt keine."

"Vater, nimm mich mit unter Deine," bat Vifi, "nur um es ein einziges Mal zu sehen!"

Bücher haben Schicksale wie die Menschen. Die Bücher, die Servaz schrieb, hatten ein glückliches Los; nicht nur brachten sie den Leuten, die sie lasen, Glück und Zufriedenheit, Manchem einen Trunk in der Wüste, — auch beglückend war's, sie zu schaffen; eine sanfte, wohnige Stille umgab den, der sie schuf, — seine Vorbeeren drückten nicht.

Britta führte die Geschäfte, denn leider Eins lernte Servaz nie: die Geschäftsseite der Kunst. Wie Mancher gleicht ihm, und während er beglückt und entzückt darbt er und die Seinen, verbittert, stirbt elend einem Mangel gegenüber, gegen den er machtlos ist.

Wohl dem Künstler, der neben sich ein gesundes Erdenkind hat, das, während er die Sterne herunter holt, sie in sein Schürzchen faßt, wo sie, wie im Märchen, zu Sternthalern werden!

Das Geld floß Servaz zu. Schon wohnten sie nicht mehr im kleinen Häuschen am Sandweg. Klein war das Haus zwar auch, doch es stand an einem wundervollen Gebirgssee, umgeben von Wald und Wiese; aus seiner Veranda sah man auf silberne Gletscher.

Tim hatte es für ihn vom Erlös seiner Bücher gekauft. Er war der Verwaltungsrath des kleinen Vermögens.

Hans Saatwinkel staunte, als er ihm dies Alles erzählte.

"So lang' ich's nicht mit eignen Augen seh', glaub' ich's nicht," wiederholte er, "in so kurzer Zeit, solch' Geld für seine Tintenflexerei! Da möchte man selbst das Grabstein und die Hade niederlegen und Dichter werden."

Tim war viel bei Servaz und zu Haus. Es wurde einmüthig um Hans Saatwinkel.

"Wofür hab' ich gearbeitet?" sagte er einst zu Tim, "nun braucht es Niemand, weder Du, noch Britta, noch die Kinder; nicht einmal Servaz!"

Langsam begann ihm aufzudämmern, daß ihm etwas fehle bei all' seinem Reichthum. Das, was die Andern Liebe nannten.

Hätte er nur den kleinen Hans hier! Sie hatten so Viele, — den konnten sie ihm doch überlassen!

"Sie wollen Dir den Jungen gern geben," meinte Tim; "Servaz sagt, er ist von Deiner Art, Du wirst etwas Rechtes aus ihm machen, aber Du mußt ihn selber holen kommen."

Eine Weile kämpfte Hans mit sich, dann ging er. An einem herrlichen Sonnenmorgen stieg er mit Tim zu ihnen herauf. Das Gebirge hatte seine Zustimmung nicht.

"Unfruchtbar," sagte er, "wie soll man da adern, und so ein bißchen Himmel für all' die Gegend! Da lob' ich mir mein Flachland mit dem weiten Horizont."

Vor der reizenden Villa blieb er sprachlos stehen; dann machte er sich Lust.

"Goldene Gitter! Säulen, seltene Pflanzen, grad' wie bei einem Prinzen! Wenn der nur nicht wieder zu viel Geld ausgießt!"

"Dafür sorg' ich und Britta," antwortete Tim.

"Also ist er doch noch derselbe?"

"Gott sei Dank, ja!"

Eben öffnete sich die Pforte, ein fröhliches Kindergewimmel drang daraus hervor, stürzte sich auf Hans, blieb stehen, glosste ihn an; aber er öffnete seine Arme und rief:

"Zu mir her, Gesindel! Kennt Ihr Euren Großvater nicht mehr?"

Da umtanzten und umsprangen sie ihn, eingedenk all' der guten Dinge, die er ihnen bei Tim gebracht hatte. Britta stand in der Thür und lächelte, hinter ihr Servaz.

Da schüttelte Hans die Kinder ab, ging auf Servaz zu und streckte ihm seine große braune Tasse entgegen.

"Verzeih' mir," sagte er, "ich that Dir Unrecht."

"Nein, Vater," antwortete Servaz, mit seinen feinen Händen die Schwielige umschließend, "ich war der Schuldige; ich übernahm, was ich nicht halten konnte, zog Dein Kind mit in den Ruin. Was wäre aus mir geworden ohne meinen Herzensfreund Tim! Wer darf aber auf solche Freunde im Leben rechnen."

"Du, wie es scheint, mein Sohn. Von der Gutswirksamkeit verstehtst Du nichts, desto mehr von der Sorte Liebe, die Du mir damals angepriesen. Darin hab' ich mich verrechnet; Du hast einen Freund, eine Frau, die Dich anbetet, gute Kinder, — mir fehlt das Alles, ich habe nichts."

"Sind wir nicht Deine Familie, Vater," rief Britta, "was unfer ist, ist auch Dein. Den kleinen Hans be-

kommt Du gleich mit, er lernt das Gut erhalten, — er wird es lernen."

"Und ich nie," fiel Servaz ein, "nie will ich wieder ein Gut haben!"

"Nur das Gut im Monde," rief Britta.

"Das mag uns bleiben, obgleich es auch dort Mißernten und Noth genug geben kann. Ich hatte eben Glück dort und gute Jahre. Ich weiß nur ein Gut, auf welches wir bauen können. Auf dieses Gut lad' ich Dich ein, Vater, — ein kleines Stübchen kann es fassen, kein Glend erreicht es, denn selbst das Leid dort ist besser, als alle Freude sonst. Seine Sorgen: liebe Sorgen, sein Schatz: ein Kindervolk wie dies. So lieb ich mein Gut im Mond habe, — sollt' ich eins mißsen, geb' ich das noch eher als dies!"

Nachdruck verboten.

## Wiener Kaffeehäuser.

Von Balduin Groller.

Mit vier Abbildungen von M. Ledeb.

Man hört oft die Klage aussprechen, daß die Institution der Kneipe einen zu breiten Raum einnehme im Leben des deutschen Volkes. Um gerecht zu sein, muß man allerdings zugeben, daß diese Klage keine allgemeine ist, und daß bei einem suffrago universel die Unzufriedenen ganz gewiß überstimmt werden würden. Die Unzufriedenen bilden nämlich den leidenden Theil, und der ist schwächer, als der thätige, in diesem Falle der trinkende Theil. Der gesegnete deutsche Durst ist zu mächtig; der gute Tropfen, möge er braun, goldig oder purpurn sein, zu verlockend, und der tiefinnige Saß, daß man allerdings leicht zu viel, niemals aber genug trinken könne, zählt zu viele überzeugungstreue Anhänger, als daß da auf einen baldigen Wandel gehofft werden könnte. Daß aber durch die Kneipe die edle Geselligkeit leidet, daß durch sie die deutsche Frauenwelt und das deutsche Familienleben zu kurz kommen, das bleibt deshalb doch eine unanfechtbare Thatsache.

Auch der Wiener ist kein Kostverächter, auch er geht einem guten Tropfen nicht aus dem Wege, auch er ist nicht so unchristlich, daß er auf Gottes Gabe schimpft, aber die rechte Poesie der Kneipe ist ihm in ihrer vollen Größe und Erhabenheit doch noch nicht aufgegangen, und wenn's an's scharfe Zehen geht, ist er dem richtigen Deutschen gegenüber doch das reine Widellind. Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich da berechnete Empfindlichkeiten verlegen sollte; ich möchte Niemanden herabsetzen und kein Ehrgefühl kränken. Auch bei uns in Wien finden sich schätzenswerthe Talente, was Talente! — wahre Kneipen, aber das beweist schließlich doch nichts. Auf die Statistik kommt es an, die uns über das zärtliche Verhältnis zwischen Kopf und Lür in einem Jahre Aufschluß giebt. Nach diesen Aufschlüssen aber ist der Record des Wieners im Kneipen noch kein sensationeller.

Was für eine interessante Sache die Statistik doch ist! Sie wäre nun vollkommen berechtigt, aus der Thatsache, daß in Wien auf den Kopf nicht so viele Lür kommen, wie in den großen deutschen Kneipencentren, auf eine günstigere Stellung des Frauenelementes und auf ein traulicheres Familienleben zu schließen. Der Mann ist weniger im Wirthshaus, also ist er mehr bei seiner Familie. Da wäre nun die Rechnung allerdings mit dem Wirth, aber ohne den Cafetier gemacht, und darum stimmt sie auch leider nicht. Die Welt ist schlecht und die Männer sind schlecht, und namentlich wollen letztere nicht einsehen, warum sie in Wien besser sein sollten, als anderwärts. Also auch in Wien wachsen die Bäume nicht in den Himmel. Man kneipt da allerdings weniger, aber was in den Wirthshäusern an Zeit und Geld gelpart wird, das wird reichlich in den Kaffeehäusern angebracht. Ja, vielleicht mehr noch als die Wirthshäuser, stehen in Wien die Kaffeehäuser der Entwidlung der feineren Geselligkeit und der Pflege des trauten Familienlebens im Wege. Die Anziehungskraft die sie auf die Männerwelt ausüben, ist eine zu mächtige; ja, sie ist eine so starke, daß in Wien nicht einmal das Clubweien je zu einer halbwegs nennenswerthen Blüthe gelangen konnte. Einen so wichtigen und dominirenden Platz hat sich das Kaffeehaus im Leben des Wieners erobert.

Das Wiener Kaffeehaus ist eine Spezialität, und, — es ist nicht sehr tief, was wir da sagen wollen, aber doch wenigstens richtig, — und es ist etwas Eigenes um so eine Spezialität. Man hat ja auch in Berlin eine große Anzahl von Kaffeehäusern nach Wiener Muster eingerichtet, und man muß zugeben, daß die Nachbildungen die Originale sogar in mancher Hinsicht übertroffen haben, aber wenn man auch, um ganz stillgerecht sein zu können, sogar Wiener Marqueurs importirt hat, — im Kaffeehaus-Leben giebt es nämlich nur Marqueurs, keine Kellner, — so hat man doch nicht auch die Wiener Kaffeehaus-Lust importiren können, und die ist nun doch in Wien eine andere als in Berlin. Wir dräden uns vielleicht nicht ganz deutlich aus, indem wir diesen Unterschied aufstellen, aber der Unterschied ist in der That so unsagbar wie die Luft. Er wird bedingt durch die verschiedene gesellschaftliche Atmosphäre, durch das verschiedene soziale Parfüm, und in dieser Verschiedenheit offenbart sich gleichzeitig auch eine feine Abstufung in der Psychologie der Bevölkerung dieser beiden großen Städte. Sie sehen also, daß man sehr in's Detail gehen müßte, um all' die Feinheiten dieses Unterschiedes bloßzulegen.

Dem Wiener ist das Kaffeehaus geradezu unentbehrlich geworden. Es giebt in Wien sehr viele Leute, die kein Stamm-Wirthshaus haben, aber kein Stamm-Kaffeehaus hat wohl Jeder. Es ist durchaus nichts Seltenes, daß insbesondere unheimlich reiche Leute ihr Stamm-Kaffeehaus täglich regelmäßig vier Mal besuchen. Der Anfang wird mit dem Frühstück gemacht, das die Junggefallen lieber im Café nehmen als zu Hause, weil sie da gleich in aller Bequemlichkeit sämtliche Morgenblätter durchfliegen können. Der zweite Besuch gilt dem „kleinen Schwarzen“ nach Tisch. Die vom Ante oder vom Geschäfte gestattete Mittagspause wird durch das rasch eingenommene Mittagstisch nicht ganz ausgefüllt, und man beißt sich, den freien Rest noch einer kleinen Siesta beim schwarzen Kaffee und einer Cigarre zu widmen. Ist nun dieser kleine Schwarze ein Genußmittel,

so ist die Fausen-Melange, die zwischen vier und fünf Uhr Nachmittags genommen wird, ein Nahrungsmittel. Eine Fausen nimmt in Wien Alles und Jedes. Hier dürfte auch die richtige Stelle sein, auf einen tiefgehenden Unterschied hinzuweisen, der zwischen dem Kaffee-Consum in Wien und in Berlin sich bemerkbar macht. In Berlin wird der Kaffee getrunken, in Wien wird er geessen, wenn es sich nicht gerade um einen kleinen Schwarzen oder Braunen handelt. In Berlin würde es vielleicht auffallen, wenn ein schneidiger Lieutenant sich eine Semmel in sein Glas Kaffee broden und dann die ganze Geschichte auslöffeln würde. Vändlich, süßlich, — in Wien fällt derlei nicht auf, weil es die Regel ist.

Der letzte Besuch endlich wird dem Kaffeehause nach dem Nachtmahl gemacht. Entweder ist es noch zu früh zum Schlafen gehen, oder es ist schon spät, der Hausmeister muß doch schon bezahlt werden, — und dann geht man erst recht. Für jede Abendunterhaltung bildet der Kaffeehaus-Besuch den Schlüsselpunkt.

Verdächtigt man ferner noch, daß außer den genannten pflichtgemäßen Besuchen, von welchen zwei ja der Zeitungslectüre gewidmet sind, je einer für die Morgen- und für die Abendblätter, auch noch für unzählige Leute die eiserne Verpflichtung der täglichen Karten- oder Billardpartie besteht, so wird man sich schon einen annähernden Begriff machen können von dem Umfange der Anforderungen, welche das Wiener Kaffeehaus an seine Getreuen stellt.

Unteruchen wir nun einmal die Gemüße, die das Kaffeehaus seinen Gästen zu bieten vermag. Wir beginnen, wie sich's gebührt, mit dem Kaffee. Kaffee ist im Kaffeehause ein allgemeiner Begriff, und wenn ein Fremder in das Kaffeehaus tritt und einen Kaffee verlangt, so wird er den dienstfertigen Marqueur in Verlegenheit setzen. Was für einen Kaffee, groß oder klein, mit Haut oder ohne, mit Schlagobers oder ohne — u. s. w.?

Wenn man also schon bestellt, — ein Stammgast hat das natürlich nicht nöthig, denn er wird sofort, ohne daß er „was angekauft“ hätte, sofort ordnungsgemäß bedient, — so verlangt man je nach Neigung eine Melange, und zwar groß oder klein, die kleine ist nur um zwei Kreuzer billiger, mit Haut oder ohne Haut, mit Schlagobers oder ohne Schlagobers, oder gar „Doppelschlag“, d. i. mit einer doppelten Portion Schlagobers. Damit sind die Nuancen der Melange aber noch nicht erschöpft. Es giebt Leute, die es sehr genau nehmen, und die verlangen „mehr weiß“ oder „sehr weiß“ oder „mehr braun“. Der Eine will eine „Gebirgs-Melange“, der Andere eine „Theehale“, d. h. den Kaffee in einer Theetasse. Letzteres ist eine ziemlich häufig vorkommende capriciöse Liebhaberei, auf welche aber vom Cafetier eine besondere kleine Steuer gelegt ist, die übrigens willig getragen wird. Die große Melange wird gewöhnlich im Glase, die kleine in einer Schale servirt, wenn es nicht vorher ausdrücklich anders bedungen worden ist. Es kommt aber oft vor, daß der Gast sich ganz besondere Methoden für den ihm unterthänigst darzureichenden Kaffee ausdacht, wie denn überhaupt der Kaffeehaus-Gast ein großer Tyrann und das launischste Wesen unter der Sonne ist.

Neben der Melange führen ein vollberechtigtes Dasein der „Kapuziner“ mit oder ohne Haut, auch kurzweg der „Braune“ oder appetitlich „Schale Gold“ genannt, dann kommt der „Schwarze“, der „Piccolo“, endlich „Ruß-Braun“ oder „Ruß-Schwarz“. Die „Ruß“ hat hier keine Beziehung auf die Farbe, sondern auf die Form, und soll an die Rußhale erinnern; wir haben es demnach hier mit einem Kaffee in uwee zu thun. Der Kaffee wird da auf Wunsch in winzig kleinen Tassen aufgetragen. Er ist ganz unbedeutend billiger, als die volle Portion, in vielen Kaffeehäusern überhaupt nicht billiger, aber er wird doch sehr häufig so verlangt, und ein Stammgast, dem ein Marqueur einmal eine gewöhnliche Tasse anstatt der „Rußhale“ vorzusetzen wagte, würde im höchsten Grade empört sein.

Es giebt noch eine andere Art, den Kaffee zu bestellen und zu serviren, aber von der weiß der Wiener Gast nichts oder nur vom Hörensagen: das ist die „Portion“ Kaffee oder „Der Kaffee im Geschirt“. Da wird eine leere Kaffee-tasse mit zwei Rännchen dem Gaste hingestellt, in der einen Ranne ist Oders, in der anderen schwarzer Kaffee, die Mischung hat der Consumant sich selbst zu besorgen. Das auf diese Weise dargebotene Quantum entspricht ungefähr dem der Melange, aber im „Geschirt“ ist der Kaffee fast doppelt so theuer, als im Glase oder in der Schale. Der Marqueur, der einem Wiener eine „Portion“ Kaffee vorzusetzen die Stirn hätte, würde unsehbar gelacht werden. Der Fall war übrigens noch gar nicht da, und selbst die ältesten Forscher wissen von einem solchen nicht zu erzählen. Die Erfindung scheint ausschließlich für die Jünger der Fremden, gemacht worden zu sein. Die bestellen in ihrer Unschuld eine „Portion Kaffee“, die ihnen dann auch vom Marqueur mit diabolischer Freude in wörtlicher Ausführung des Auftrages vorgelegt wird. Meist sind es auch Fremde, die sich Butter zum Kaffee bestellen. Der Wiener Kaffeehaus-Gast nimmt selten Butter zu seinem Frühstück- oder Fausen-Kaffee, eben weil er gewöhnt ist, das Gebäck einzubroden.

Außer dem Kaffee ist im Kaffeehause zu haben: Butter, wie soeben erwähnt, ferner Eier, Schinken, Caviar, und an Getränken noch Thee, Bavaroiße (eine Art Glühwein, vom Wiener Barbaras genannt), alle erdenklichen Liqueure und Limonaden, Sodawasser und endlich feinere Weine, die jedoch selten verlangt werden. Die Biertrinker müssen sich mit Flaschenbier begnügen, indessen sind die Marqueure für Stammgäste immer bereit, in's nächste Bierhaus zu laufen, um diesen das braune Raß frisch vom Faße zu holen. Doch der ganze Biergenuß ist im Kaffeehause kein erheblicher.

Ein besonderes Wort der Anerkennung verdient das Gebäck im Kaffeehause. Die Semmeln, Banzerln, Striberln, Kipfeln, Laberln Salzstangen sind außerordentlich klein und daher sehr theuer, aber von ganz vorzüglichem Geschmack. Eben so trefflich sind die leichten Buderbäckereien, die zu dem „Gefrorenen“ servirt werden; und das Gefrorene selbst ist ebenfalls fast überall ganz ausgezeichnet. Alles in Allem: Man bekommt etwas Ordentliches für sein Geld in den Wiener Kaffeehäusern.

Der Wiener Kaffeehaus-Marqueur würde eine Monographie für sich verdienen. Er ist der liebenswürdigste, geschmeidigste und sorgsamste Diener, der sich denken läßt, sofern nur die Majestät seines Organismus durch das Del eines täglichen oder wöchentlichen kleinen Tringeldes im entsprechenden Gang erhalten wird. Der Marqueur läßt sich zusammenschimpfen, oft von Leuten, die sozial kaum höher, und die finanziell höchst wahrscheinlich tiefer stehen als er, ohne mit der Wimper zu zucken, ohne ein Wort der Erwidmung und nur durch eine Verbeugung antwortend. Er weiß, daß er ein Marqueur ist, und daß er sich zu duden hat.



Für Gäste, die ihn gut behandeln, ist er eine wahre Vor-  
 leitung. Sein Gedächtnis ist ein phänomenales. Er kennt alle  
 Eigentümlichkeiten seiner Gäste, behält sie im Gedächtnis und  
 berücksichtigt sie; er nimmt Posten entgegen und richtet sie mit  
 unfehlbarer Verlässlichkeit aus. Er weiß, wie du den Kaffee  
 liebst, welche Zeitungen du regelmäßig zu haben wünschst; ob  
 er sie dir zur Rechten oder zur Linken hinzulegen hat. Bist  
 du ein Freund von Kohnstrickerin, und drohen diese auszu-  
 gehen, bevor du kommst, so hebt er dir in privatem Ver-  
 schluss eines auf, das er dir dann auch noch als so unerhört gut an-  
 preist, daß dir das Wasser im Munde zusammenläuft. Dann  
 steckt er dir unter dem Tische vertraulich ein Zeitungsblatt zu,  
 das er für dich gerettet hat; denn vor einer Stunde waren  
 die Sicherheitswachmänner da, um zu confiscieren. Er besorgt  
 dir Theaterbillets, selbst wenn an der Kasse keine mehr zu  
 haben sind, und er bringt deine Billets ehrlich an den Mann,  
 wenn du sie schon gekauft hast und dann doch verhindert bist,  
 sie zu benutzen. Kurz er ist ein treues und verlässliches Fac-  
 totum, das besser behandelt zu werden verdient, als es gewöhn-  
 lich behandelt wird.

Das schwache Geschlecht ist beim Kaffeehaus-Personal nur  
 durch die „Cassirerin“ vertreten, die aber mit der Kaffe nichts  
 zu thun hat. Sie ist lediglich Decorations-Object und gleichzeitig  
 Control-Organ. Sie sitzt in der meist prächtigen Aredenz wie  
 auf einem Throne und hält da Cerere, ohne sich dadurch jedoch  
 in ihrem Geschäfte stören zu lassen, das allerdings ein ziemlich  
 einfaches ist. Sie hat nämlich mit dem Fuder zu manipulieren. Die Mar-  
 queure haben zu jedem be-  
 stellten Kaffee die ent-  
 sprechende Zuderration bei  
 ihr zu holen und für jedes  
 verabfolgte Fuderstückchen  
 macht sie mit einem Blei-  
 stift einen Strich in das  
 vor ihr offen daliegende  
 Einschreibebuch. Das ist  
 die einfache und aus-  
 reichende Controlle.

Nun wäre es noch eine  
 dankbare Aufgabe, auch das  
 Wiener Kaffeehaus-Publi-  
 cum zu schildern, aber der  
 Stoff läßt sich nicht in den  
 engen Rahmen eines Ar-  
 tikels zwängen. Der Zei-  
 tungshamster, der Karten-  
 spieler und der Willard-  
 spieler, der unglückliche,  
 überall nur ein geduldetes  
 Dasein führende „Kibitz“,  
 der mehr oder minder ele-  
 gante Tagedieb, der eigent-  
 lich ganz im Kaffeehaus  
 lebt, die verschiedenen Pe-  
 danten, die mit planeta-  
 rischer Pünktlichkeit kommen  
 und gehen, die mit einer  
 Regelmäßigkeit, die keine  
 Ausnahme kennt, ihren  
 Kaffee trinken, ihre Cigarre  
 rauchen, ihre Zeitungen,  
 immer dieselben, lesen; die  
 verschiedenen Gestalten, die  
 ihr Hauptquartier im  
 Kaffeehaus aufgeschlagen  
 haben: Correspondenten, Agenten für Geld und Waaren, die  
 Studenten, die da studiren u. u., sie Alle bieten dem Beob-  
 achter überreichen Stoff.

Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß es in Wien  
 durchaus nicht mehr auffällt, wenn auch Damen das Kaffeehaus  
 besuchen.

Der erste Kaffeesieder hieß Koltischky. Er hat im Jahre  
 1683 mit Lebensgefahr aus dem belagerten Wien durch das  
 türkische Lager hindurch den Verbündeten wichtige Botschaft  
 gebracht, und dann als Belohnung unter Anderem auch meh-  
 rere Säcke Kaffee aus der großen Beute erhalten. Mit diesem  
 Kaffee soll er dann das erste Wiener Kaffeehaus gegründet  
 haben, in dem vermutlich auch zum ersten Male der heute  
 in jedem Café unzählige oft wiederholte Ruf erklingen ist:



„Bitte zahl' n!“

Kochend verboten.

### Klepper und Vollblut.

Ein Fabel von Richard von Hartwig.

**E**r Sommer stand in voller Blütenpracht; Alles  
 strömte hinaus vor die Thore der Stadt; wer  
 nur irgend die Zeit erübrigen konnte, eilte in das  
 Freie, um den herrlichen Tag zu genießen und  
 sich in der frischen Luft zu ergehen.

Es war wie eine kleine Völkerwanderung,  
 die da zu den Thoren hinauswalle; die Anlagen vor den-  
 selben auf dem Glacis der Festung mit ihren verschlungenen  
 Wegen und lauschigen Plätzen waren von Menschen erfüllt,  
 und Kinder tummelten sich auf den für sie dort hergerichteten  
 Spielplätzen, daß es eine Lust war.

Auch zwei junge Männer sah man so des Wegs daher  
 schreiten. Aus dem Berliner Thor kommend, wandten sie  
 sich links dem Wege zu, der auf dem Festungsglacis durch die  
 Anlagen dem Neuen Thor zuführte.

Es schien indeß, als ob sie sich weder um all' die sommer-  
 fröhlichen Menschen viel kümmerten, noch ein besonderes Augen-  
 merk hatten für die grünende, blühende Natur, denn sie waren

Deine Familie, Deine Eltern, — welchen Kummer würdest Du  
 ihnen bereiten!

„Soll ich immer nur daran denken, ihnen keinen Kummer  
 zu bereiten, wo sie verständnislos sind für das, was mein Glück  
 in sich schließt?“

„Aber ist es nicht nur Dein eigenes Glück, was sie im Auge  
 dabei haben?“

„Bin ich nicht alt genug, um selber zu fühlen und zu  
 wissen, was mein Glück und Unglück ausmacht?“

„Alt genug vielleicht,“ entgegnete der Andere, „doch ob auch  
 vernünftig genug?“

„Lächerlich, lächerlich!“ erwiderte Jener gereizt, „wer keine  
 Leidenschaft besitzt, der hat gut Vernunft predigen!“

„Oder sagen wir lieber, wer keine Vernunft besitzt, wird  
 zum willenlosen Sklaven der Leidenschaft! Glaube mir, lieber  
 Hans, die Leidenschaft ist oft wie ein Raubthier, der schnell ver-  
 fliegt, und wieder zur Vernunft erwacht, sieht der Mensch meist  
 mit Schmerz und Bekümmerniß zurück auf die Thorheiten, zu  
 denen die Leidenschaft ihn verführt hat. Eine Leidenschaft, die nicht  
 geleitet wird von der Vernunft, ist blind, ist ziellos, und führt  
 nie zum Glück!“

„So sprechen nur die nüchternen Naturen, die einer tiefen,  
 großen Leidenschaft nicht fähig sind; geh' mir doch mit Deiner  
 ewig kalten Vernunft, wo das Gefühl des Herzens, die Stuh-  
 der Empfindung allein nur sprechen kann und darf!  
 Ich hasse diese blutlose Ver-  
 nunft, die das Herzblut ge-  
 rinnen und erstarren läßt,  
 indeß die Leidenschaft es  
 gluthheiß durch unsere  
 Adern treibt; sie ist des  
 Lebens bewegende Kraft,  
 und die Vernunft nur die  
 Fessel, die jede Freiheit  
 und jede Kühnheit der Ent-  
 schließung tödtet!“

Sie waren währenddem  
 an den breiten Fahrweg  
 gelangt, der, die Anlagen  
 durchschneidend, vom Neuen  
 Thor aus dem nächsten  
 Vororte zuführte.

Ein Milchwagen, von  
 einem mageren Klepper ge-  
 zogen, fuhr im langsamsten  
 Schritt, von der Stadt  
 herkommend, wieder heim-  
 wärts. Der Milchmann  
 ging, seine kurze Peise  
 rauchend und mit der  
 Peitsche knallend, wohl-  
 gemuth nebenher, sein klei-  
 nes Säckchen sah vorn  
 auf dem Wagen und lut-  
 schierte stolz, die Zügel in  
 der Hand, mit lautem  
 „Dotchü!“

Sei es nun, daß das  
 unaufhörliche Peitschen-  
 knallen die vielleicht nicht  
 mehr ganz intacten Herbe-  
 nerven unangenehm be-  
 rührte, sei es, daß im lee-  
 ren Wagen des armen  
 Kleppers eine allgewaltige  
 Sehnsucht nach dem Stall  
 und dem Futter in der  
 Krippe unwiderstehlich er-  
 wachte, kurzum, urplötzlich

begann der Gaul sich mit einem unvermutheten Galopp-  
 sprünge in Bewegung zu setzen und wie toll und wild nach  
 eigenem Gutmüthen darauf los zu stürmen. Alles Schreien  
 des Mannes, der, was er konnte, seinem Gefährt nachließ, war  
 umsonst, und die schwachen Händchen des kleinen Bengels auf  
 dem Wagen waren außer Stande, den Durchbrenner zu zügeln,  
 der, störrisch seiner Laune folgend, schien zeigen zu wollen, daß  
 er noch Temperament genug besäße, um mit so einem kleinen  
 Durcheinander durchzugehen.

Gerade den beiden Freunden raste das Fuhrwerk entgegen.  
 Ehe indeß dem von seiner Leidenschaft Erfüllten das Gefähr-  
 liche der ganzen Situation klar zum Bewußtsein gekommen,  
 war unser Vernunftprediger, rasch entschlossen, schon dem  
 daherstürmenden Gefährt in den Weg getreten, mit kräftiger  
 Hand dem Pferde in die Zügel fallend, und es zum Stehen  
 bringend. So hielt er es fest, bis der nachlaufende Milchmann  
 selbst herangekommen war.

„Das hätte leicht ein Unglück geben können,“ wandte er sich  
 diesem in verweisendem Tone zu, „man soll einem Kinde doch  
 nicht allein das Pferd überlassen.“

„Na, Gott sei Dank ist es ja noch so abgelaufen,“ er-  
 widerte der Mann, unbeholfen und verlegen seinen Dank  
 stammelnd.

„Was die Rosinante noch für Temperament entwickelte!“  
 meinte lächelnd der nun auch hinzugetretene junge Maler.

„Auch ein Klepper kann durchgehen, wie Du siehst, wenn  
 ein Knabe die Zügel führt.“

Damit wandten sie sich der Promenade jenseits des Fahr-  
 wegges zu.

Hier führte der Fußweg wieder durch herrliche Baum-  
 parthen, und ihm zur Seite zog sich der von den Offizieren  
 der Garnison viel und gern benutzte, schöne, breite Reitweg hin.

Eben kam ein als schneidiger Reiter allgemein bekannter  
 Offizier auf seinem Vollblutrenner in laujendem Galopp daher  
 gesprengt. Mehrere Schritte vor ihnen parirte er plötzlich das  
 Pferd, daß es wie angewurzelt am Boden stand, mit schau-  
 benden Klüften, in das Gebiß schäumend und zitternd und  
 bebend am ganzen Leibe, wie von gewaltigem gehaltenem  
 Feuer, gebannt durch den Willen seines Reiters. Und nun  
 begann es, jedem Wink und leisen Drucke nachgebend, langsam  
 in spanischem Schritt einherzutänzeln. Das edle Ross fühlte,  
 es hatte in seinem Reiter seinen Meister gefunden; der eiserne  
 Schenkelfdruck, die ruhig nervige Faust, die den Zügel hielt,  
 hatten das wilde Feuer des Renners völlig in der Gewalt. —  
 fromm wie ein Lamm folgte das edle Thier dem Willen  
 seines Herrn.

Die beiden Freunde hatten aufmerksam dem Schauspiel  
 zugehört.

„Was meinst Du wohl, wer mehr Temperament und  
 Leidenschaft besitzt,“ fragte plötzlich der Vernunftprediger seinen



Wiener Kaffeehäuser: Im Café Spieß frühmorgens. Von M. Ledeli.

in eifrigstem Gespräch begriffen, daß ihre Gedanken völlig in  
 Anspruch nahm.

Besonders der Eine, ein junger Mann von schlanker Er-  
 scheinung, auf dessen blonden Locken etwas schief und led der  
 breite Schlapput saß, schien von dem Inhalte des Gesprächs  
 völlig erfüllt.

Sein ganzes Aeußere athmete etwas von der so oft für  
 genial gehaltenen Nachlässigkeit des Künstlers, — war er ja doch  
 Maler, — und die ganze Art und Weise seines lebhaften Spre-  
 chens und Gestikulirens trugen das leicht erregbare sangui-  
 nische Temperament, das leidenschaftlich Egoistische seines  
 Wesens, das vom Augenblick völlig beherrscht wird, zur  
 Schau.

Einen gewissen Gegensatz hierzu bildete sein Begleiter. Ein  
 männlich fester, ruhiger Ernst lag auf den fein geschnittenen  
 Zügen, der seinem ganzen Wesen den Stempel gemessener  
 Würde verlieh, indeß der Blick der großen, leuchtend dunklen  
 Augen so ruhig und doch so scharf durchdringend traf, als  
 könnte er in der Seele jedes Menschen das Verborgenste  
 lesen; und doch flammete es auch darin wie die verhaltene  
 Gluth der Leidenschaft, die nur von der Energie eines starken  
 Geistes, einer überlegenen Vernunft beherrscht wird.

„Hast Du Dir auch Alles wohl überlegt, lieber Hans?“  
 wandte er sich seinem Begleiter zu, nachdem er ihm schweigend  
 bisher zugehört hatte.

„Was ist da viel zu überlegen, wo die Stimme des Herzens  
 spricht?“ antwortete dieser, „Du weißt, wie ich Marguerite  
 liebe, das ist mir genug! Was frage ich danach, was die  
 Welt dazu sagt? Mir ist es gleich! Ich weiß, daß ihre Ver-  
 gangenheit nicht makellos ist, aber was kümmert die Ver-  
 gangenheit mich?! Ich liebe und weiß, daß sie mich liebt, und  
 ich muß sie besitzen! Nicht die Vergangenheit, die Zukunft  
 soll unzer sein!“

„Und doch läßt die Zukunft schwer sich trennen von der  
 Vergangenheit, sie wurzelt in dieser und wächst aus ihr heraus,“  
 erwiderte sein Begleiter, „bedenke den Schritt, den Du thun  
 willst! Er ist leicht gethan, doch die Folgen sind bindend für  
 Dein ganzes Leben! Bedenke Deine Carriere, Deine  
 Stellung in der Welt, wenn Du ein Mädchen zur Frau  
 nimmst, das —“

„Nun ja, sprich es nur aus,“ fiel der Andere ihm in's  
 Wort, „ein Mädchen, das nichts ist, ein Modell, das die ver-  
 logene Gesellschaft nicht für salonfähig hält, das zu heirathen  
 mein Vater für eine Schande ansieht, zu der er nie seine Zu-  
 stimmung geben wird, daß er mich enterben wird, wenn ich  
 gegen seinen Willen Marguerite zu der Meinen mache, und  
 doch weiß er, wie leidenschaftlich ich sie liebe! Was ich wählen  
 zwischen ihm und ihr, kann ich mich da bestimmen?“

„Sei nicht übermüthig, Hans! Der Mensch darf sich nicht  
 so völlig von der Leidenschaft beherrschen lassen! Denke an





Rückkehr aus den Ferien-Kolonien. Von Wilhelm Geißler. — Siehe Seite 128.

W. GÖSSLER  
1897

R. BRUNNEN



Begleiter, den Maler, der durchgehende Klepper oder dieser Vollblutrenner, der, von dem Willen seines Reiters beherrscht, hier im langsamen Schritt einherfolgt?

„Was willst Du damit sagen?“ meinte der Gefragte etwas betreten.

„Was ich damit sagen will? Nichts weiter, als daß Du noch nicht das Recht hast, von einer großen, tiefen Leidenschaft zu sprechen, da sie Dich nur fortreibt, weil Deine Vernunft, jenem Knaben gleich, nicht im Stande ist, sie zu zügeln; weit tiefer und größer ist oft die Leidenschaft, die von der Vernunft mit eiserner Willenskraft im Zaume gehalten wird, gleich jenem Vollblutrenner, der in seinem Reiter seinen Meister fand. Lerne das begreifen! Sei kein Knabe, sei ein Mann!“

Er streckte dem jungen Maler die Hand entgegen, der sie ergriff und ihm voll in die Augen sah.

„Du magst Recht haben,“ erwiderte er, „ich will es lernen, mich zu beherrschen.“

Kochend verboten.

### Erzieherinnen-Wesen in Paris.

Ein Mahnwort für Alle, die es angeht.

Von Marianne Hoernes.

**Z**iel ist über dieses Thema schon geschrieben worden, und dennoch erscheint es stets von Neuem nützlich, Alles in dieses Gebiet Einschlägige vorurtheilslos zu beleuchten und mit practischer Anleitung zu versehen.

Ein langjähriger Aufenthalt in Paris ermöglicht es mir, das Erzieherinnen- und Lehrerinnen-Wesen daselbst zu studiren und es drängt mich nun, meine Erfahrungen auf diesem Gebiete Denjenigen zur Verfügung zu stellen, welche sich dieselben zu Nutze machen wollen. Hunderte von Erzieherinnen wandern alljährlich aus dem Kreise der Familie einer ungewissen Zukunft entgegen.

Zuweilen sind sie mit Aushen von Stellen-Vermittelungs-Bureaux oder Pensionen versehen oder an Familien empfohlen, sehr oft, ja meistens sogar, fehlt ihnen aber jeder Anknüpfungspunkt.

Alle verlassen sie die Heimath voll der schönsten Erwartungen, denen meistens bittere Enttäuschung folgt, denn um in Paris eine wirklich annehmbare Existenz zu finden, dazu gehört neben Fähigkeit und Energie auch genaue Kenntniß der Mittel, welche zum Ziele führen.

Unsere socialen Verhältnisse haben die Frau aus dem natürlichen und ihr eigentlich glückbringenden Wirkungskreise, der Ehe, gedrängt. Viele Tausende sind denn genöthigt, ihren Lebensunterhalt zu suchen. Besonders geeignet, um sich ehrlich fortzubringen, erscheint den Weibern das Lehrfach, obwohl gerade für dieses nur wahrhaft Berufene einsteigen sollten. So bilden sich Lehrerinnen und Erzieherinnen aus lediglich um ihren Erwerb zu finden, wie man etwa ein Handwerk ergreift. Manche aber, welche die Heimath in dieser Eigenschaft verlassen, werden damit nur einem Sinne nach etwas über ihrer eigentlichen Sphäre Liegendem gerecht, und dem Drange, aus gegebenen Verhältnissen hinaus zu streben ohne Beruf, noch Berechtigung.

Meine Aufgabe ist es nun, zu den wahrhaft Berufenen zu sprechen. Ich will ihnen die Schwierigkeiten zeigen ebenso wie die Vortheile, welche sie erwarten, mögen sie nun durch mißliche Lebensschicksale zum Broderwerb gezwungen sein oder das Lehrfach freiwillig erwählt haben.

Jene Unberufenen aber, deren ich erwähnte, werden in Paris entweder eine an Enttäuschungen reiche Existenz fristen oder vielleicht, wie so Viele, in einer Brasserie des femmes im Quartier Latin enden oder sich zum kläglichen, aber immerhin noch ehrenvollen Rückzuge anschiden müssen.

Die beste Jahreszeit, um in Paris eine Stelle als Lehrerin, oder überhaupt Unterrichtsstunden zu suchen, ist der Monat September, da im October schon die Lehrkurse beginnen, während die Erzieherin am schnellsten eine Stelle im Monat März oder April findet. Um diese Zeit nämlich begiebt sich der Adel und die elegante Welt nach Paris zurück, nachdem der Sommer in den Bädern oder in der Schweiz, der Herbst auf den Schlössern verbracht wurde. Die Wintermonate bis gegen Ostern verbringt die „Gesellschaft“ zumeist in Nizza, Cannes oder Mentone, bis der Frühling Alle wieder nach Paris zurückführt.

Um diese Zeit also kann es einer mit guten Referenzen versehenen Erzieherin, bei Anwendung der richtigen Schritte, in drei bis vier Wochen gelingen, eine ihrem Wissen und ihren Ansprüchen genügende Stelle zu erlangen.

Die Ueberfälle an deutschen Lehrkräften in Paris ist eine große; dies entspringt einerseits aus dem Umstande, daß Deutschland und Oesterreich eine Ueberzahl an weiblichen Wesen besitzt, gegenüber den männlichen, welche gezwungen sind, sich ihren Lebensunterhalt selbst zu erwerben, daß in Frankreich andererseits die deutsche Sprache seit den letzten zwei Decennien sehr cultivirt wird und sich die Gehälter in Paris verhältnißmäßig sehr hoch stellen.

Eine tüchtige Lehrerin, welche nicht nur ihre eigene Sprache unterrichtet, sondern auch Musik, sowie Französisch und Englisch aufweist, kann eine Stelle mit einem Gehalt von 150—200 Frs. monatlich beanspruchen.

Die Lehrstunden in der Musik sind zwischen vier bis acht Frs., die Sprachstunden zwischen drei und sechs Frs. zu berechnen. Vielfach ist es Sitte, auch in den reichsten Familien, theils infolge von Raumangel, theils aus anderen Gründen, die Erzieherin nur den Tag über zu beschäftigen, sie nur als „daily-governess“ zu engagiren. In diesem Falle wird die Erzieherin Abends um acht Uhr nach dem Diner oder, je nach Vereinbarung, auch früher entlassen. Ihr Gehalt muß entsprechend erhöht sein, da ein anständiges Zimmer in einem guten Stadtviertel monatlich auf 40—50 Frs. und darüber zu stehen kommt, sei es in einem Privathause oder in einer Maison meublée.

Älteren, reifen Damen, welchen es nichts Neues ist, auf sich allein angewiesen zu sein, sind derartige Stellen besonders zu empfehlen, während sie sich für junge, unerfahrene Mädchen aus leicht begreiflichen Gründen weniger eignen. Weiter giebt es sehr viele Stellen in Paris, welche nur den halben Tag über Beschäftigung bieten, à demi-journées genannt. Die Erzieherin wird engagirt, um die Kinder für den sogenannten „Cours“ vorzubereiten. Diese Lehrkurse unter Leitung mehrerer französischer Fachlehrerinnen oder Professoren, bestehen aus einer wöchentlichen Prüfung der Kinder, sowie den Vortrag

aller in gedruckten Programmen für das ganze Jahr vorbereiteten Lehrgegenstände. Sache der Erzieherin ist es, mit dem Kinde den gesammten Lehrstoff die Woche über durchzunehmen. Da die Kurse zumeist sehr gut geleitet sind, kann auch die Erzieherin bei fortgeschrittenen Kindern viel von der Sprache profitieren und überdies ihre freien Vormittage noch mit anderen Privatstunden ausfüllen. Vor Allem wird Musikunterricht sehr gut bezahlt. Eine tüchtige Lehrerin kann sich auf diese Weise, wenn sie nur fünf Stunden täglich zu sechs Frs. die Stunde giebt, durchschnittlich im Monat 600—700 Frs. verdienen. Zu Anfang wird sie sich wohl mit drei bis vier Stunden per Tag begnügen müssen, bis ihre Tüchtigkeit als Empfehlung für andere Stunden dienen kann. In Zeitungen zu annonciren ist gewagt, da man sehr selten damit erst zu nehmende Erfolge erzielt, meist aber lauten die Antworten so, daß man den Muth verliert, es noch einmal zu versuchen.

Außer in „Gagliani's Messager“, Rue de Rivoli, welche Zeitung vorwiegend englische Leser aufweist, würde ich keinerlei Annonce anrathen.

Jede Erzieherin aber warne ich eindringlich vor den Instituten „Institutions pour jeunes filles“, wo sie um einen wahren Sündenlohn bei schlechter Kost und Wohnung ihre Kräfte abnützt. Eine Unmenge solcher Pensionate giebt es in der Umgebung von Paris (in Neuilly, Passy, Courbevoie etc.), sowie in Paris selbst, welche theils mittelst Zeitungs-Annoncen, theils durch Vermittelungs-Bureaux ihre billigen Lehrerinnen vom Auslande beziehen. Die Briefe klingen meist recht verlockend: ein eigenes Zimmer (thatsächlich eine unbeheizbare Bodenstube), gute Kost (für Solche, welche sich einer Hungerkur unterwerfen wollen), freundliche Behandlung (welche so lange dauert, als sich die geplagte Lehrerin Alles nicht vorher Vereinstarte aufbürden läßt), und Uebung in der französischen Sprache, welche als die Umgangssprache im Pensionate gilt.

Auch diese letzte Illusion wird bald zertrübt sein, denn die Zöglinge sollen im Deutschen profitieren und jedes französische Wort der Lehrerin erregt unwillige Mienen von Seiten der Vorsteherin, — oder der Großtheil der Mädchen besteht aus Engländerinnen, deren Französisch der armen Deutschen sogar ein Lächeln entlockt.

Das Gehalt dieser Lehrerin ist nicht einmal dem Gehalte eines „Mädchen für Alles“ in Paris gleichzustellen, denn dieses kann 40 Frs. beanspruchen, während sich die Instituts-Lehrerin oft mit 35 Frs. begnügen muß.

Ich kenne ein Mädchen aus sehr guter Familie, welches sich jahrelang in einer Pension für junge Engländerinnen als Musiklehrerin sowie als Lehrerin der deutschen Sprache befand und endlich infolge geistiger Ueberanstrengung hochgradig blutarm und endlich so leidend wurde, daß sie ihren Beruf aufgeben mußte und nun in einer Heilanstalt für Nervenkranke dahinsiecht. Die oben erwähnte Pension steht in gutem Rufe und ihre Vorsteherin wird sich demnächst zurückziehen, um von ihren Renten zu leben!

Neben den erwähnten „Institutions pour jeunes filles“, welche ihre Lehrerinnen wenigstens mit kleiner Gage entlohnen, wimmelt es von sogenannten „au pair“-Engagements. Es klingt verlockend für gering Bemittelte, Kost und Wohnung gegen Entgelt einiger Unterrichtsstunden zu erhalten. Dennoch hat diese Einführung in Paris auch viele Schattenseiten. Meistens entspricht eben diese gebotene Kost und Wohnung kann den allerbescheidensten Ansprüchen und befindet sich die Lehrerin nicht in der Lage, Mittel und Wege zur Erreichung einer günstigeren Stelle anzuwenden. Später werde ich auf das Verhalten einer ernstlich Stelle suchenden noch zurückkommen, hier sei nur erwähnt, daß ich mehrere Lehrerinnen kannte, welche bemüht waren, ihre keineswegs beneidenswerthe „au pair“-Existenz mit einer anderen Stellung zu vertauschen, da sie in ihrer Unerfahrenheit glaubten, es genüge sich in mehreren Stellen-Vermittelungs-Bureaux einschreiben zu lassen und ruhig abzuwarten, bis eine Nachfrage käme. Die Nachfragen kamen allerdings, waren aber an die Vorsteherin gerichtet, — und wurden abschällig beurtheilt, da man die Kenntnisse der Betreffenden gut verwerthen konnte und nicht Willens war, sie zu verlieren. In einigen Fällen gelang es den Lehrerinnen durch Empfehlung befreundeter Familien eine Stelle zu erhalten und auf diese Weise den wohlwollenden Armen der Instituts-Vorsteherin zu entrichten. Zeugnisse haben sie für ihren guten, pflichttreuen Unterricht aber keine erhalten!

Ich sprach bis jetzt ausschließlich von Erzieherinnen und diplomirten Lehrerinnen oder solchen, welche überhaupt umfassende Kenntnisse besitzen. In Frankreich giebt es zwei gänzlich verschiedene Begriffe für „Institutive“ und „Gouvernante“. Das Gehalt einer Gouvernante stellt sich zwischen 70 und 120 Frs. Man verlangt von ihr gewöhnlich Unterricht in den Anfangsgründen der deutschen Sprache, — der französischen, zuweilen auch in Musik. Stets hat sie sich auch um die körperliche Pflege der Kinder zu bekümmern und theilt meistens das Schlafzimmer mit den Kindern. Diese Gouvernanten-Stellen sind in Paris meist von Engländerinnen besetzt. Deutsche lassen sich in Unkenntniß der Sitten nur zu oft zur Stellung einer Bonne herabdrücken.

Es ist in Frankreich überhaupt unbedingt nothwendig, sich nicht aus Gutmüthigkeit zu Diensten herzugeben, welche nicht speziell der angenommenen Stellung zukommen. Was die Erzieherin anbelangt, erwähne ich ausdrücklich Folgendes: Bei uns wird man ein Mädchen, wenn es aus guter Familie ist, und wie die Mutter es thäte, auch die körperliche Pflege der Zöglinge übernimmt, dafür nur um so höher stellen, — nicht so in Frankreich. Da sind die verschiedenen Stellungen streng geschieden. Die Erzieherin wird nur als solche behandelt, wenn sie einzig den Unterricht und die moralische Leitung der Kinder übernimmt, sie besitzt in diesem Falle ihr eigenes Zimmer und steht auch der Dienerschaft gegenüber in höherem Ansehen. Unter allen Umständen muß sie ihre Selbständigkeit in diesen verschiedenen Punkten wahren, sonst gilt sie nicht als das, was sie ist. Tritt ein Krankheitsfall ein, so wird die einsichtsvolle Erzieherin selbstverständlich gern aus ihrer Kefere treten und die Pflege der Kinder übernehmen. Es wird ihr das dann als Verdienst angerechnet, was man sonst für Pflicht und Schuldigkeit ansehen würde. In dieser Beziehung muß viel dem natürlichen Tact überlassen bleiben.

Was die sociale Stellung der Lehrerin oder Erzieherin in Frankreich anbelangt, so ist diese eigentlich eine traurige, man darf daran nicht unseren Maßstab legen. In der Regel erscheint die Erzieherin zwar mit den Kindern in Salon und Speiseaal, aber sie möge sich deshalb nicht als zur Familie oder gar zur Gesellschaft gehörig betrachten. Nie findet, wenn geladene Gäste anwesend sind, eine Vorstellung der Erzieherin statt. Dem Hause befreundete Damen werden vielleicht ab und zu ein Wort an sie richten, Herren jedoch erweisen ihr nur ihre Achtung dadurch, daß sie ihre Existenz ignoriren,

denn eine, wenn auch streng in den Grenzen sich bewegende Aufmerksamkeit oder Höflichkeit würde sehr übel vermerkt werden. Die Erzieherin möge sich also ruhig als Wanddecora-tion betrachten und je weniger sie sich Illusionen in dieser Beziehung hingiebt, desto zufriedener wird sie sich fühlen.

Ich gehe nun zur practischen Frage über.

Vielfach ist der Irrthum verbreitet, es genüge, um in Frankreich eine gute Stelle zu erhalten, wenn man sich von der Heimath aus an ein Stellen-Vermittelungs-Bureau wendet und dann ruhig auf Erledigung wartet. Auf diese Weise kann man trotz der Verhinderung des Bureau ein halbes Jahr, ja länger warten, denn alle in Paris Anwesenden werden der sich im Auslande Befindlichen unfehlbar vorgezogen. Die besten Zeugnisse und Diplome nützen wenig aus der Entfernung. Alles wünscht eine persönliche Vorstellung, und dieselbe entscheidet schneller und günstiger, indem man überhaupt selten einen Blick auf Diplome wirft bei Aufnahme einer Erzieherin.

Gute Manieren, ein freundliches Gesicht, ruhiges Selbstvertrauen gelten mehr als alle Diplome.

Am geeignetsten ist das Alter zwischen 25 und 35 Jahren, jüngere, besonders hübsche Mädchen werden in Paris nicht so leicht Stellung finden. Bekcheiden ohne unterwürdig zu sein, gebe sich die Erzieherin und suche ihre Talente zur Geltung zu bringen, denn es gereicht auch ihrer Gebieterin zur großen Befriedigung, von ihren Bekannten um die Acquisition der gediegenen Erzieherin beneidet zu werden.

Vor Allem nenne ich nun drei segensreiche Institute in Paris, an welche sich die in Paris angelommene Erzieherin oder Lehrerin vertrauensvoll wenden möge.

Es ist dies erstens, das mir selbst bekannte ausgezeichnete „Institut Protecteur des femmes de la Société“ mit der liebenswürdigen Präsidentin Vicomtesse du Belouy an der Spitze. In der Rue de Turin Nr. 26 besitzt die Gesellschaft ein Haus, in welchem achtzehn Damen Aufnahme finden. Je nach der Größe des Zimmers und nachdem es sich im ersten, zweiten oder dritten Stockwerk befindet, schwankt der Preis der Pension per Woche zwischen 35 Frs. bis 45 Frs. Damit sind Wohnung, Kost, Beleuchtung und Bedienung begriffen. Die Bedingungen sind weniger hoch, wenn man ein Vierteljahr voraus erlegt.

Das Institut ist eine Gesellschaft, welche es sich zur Aufgabe gemacht hat, Damen, ohne Unterschied der Confession noch Nationalität, ein Heim zu bieten, welches es ihnen ermöglicht, im Schutze desselben ihren Beschäftigungen nachzugehen. Sei es nun, daß sie Unterricht ertheilen oder Stellen suchen, sei es, daß sie nach Paris gekommen sind, um sich nur in der Sprache zu vervollkommen. Achtsamkeit und der Bildungsgrad der Dame sind die einzigen Bedingungen zur Aufnahme.

Um sehr mäßigen Preis wird den Damen des Institutes die Theilnahme an ausgezeichneten Curien von Geschichte, Literatur und lebenden Sprachen ermöglicht.

Zugleich werden den im Institut wohnenden Damen Stunden und Stellen unentgeltlich vermittelt. Eine kleine monatliche Zeitschrift bringt hübsche literarische Beiträge und giebt ein Bild von der Thätigkeit der Gesellschaft, indem es auch Ankündigungen von Stellen und von Engagements-Abschlüssen bringt. Der Abonnementsbetrag besteht aus 5 Frs. im Jahre für das In- und Ausland.

Die Zeitschrift heißt „Les hirondelles“, publié par l'Institut Protecteur des femmes de la Société. Siège Social, 26 rue de Turin, Quartier de l'Europe, Paris.

Ich bin aus dem Grunde so ausführlich gewesen, weil ich weiß, wie sehr die arme Vorsteherin des „Institut Protecteur“ mit den unünnigsten Zuschriften geplagt ist, welche sie alle beantworten muß. Referenzen über das Institut geben unter vielen Anderen in England, Dänemark, Amerika etc. für Oesterreich-Ungarn: Fräulein Jolwarz, Nicolaigasse, Wien, und Fräulein Wollmann, Directrice der höheren Mädchenschule in Preßburg, für Deutschland: Gräfin Sehr-Hof, Schloß Hohenfriedberg, Schlesien, und Herr Doctor Wjshgram, Director der höheren Mädchenschule in Leipzig.

Weiter ist allen nach Paris kommenden Deutschen der unter dem Schutze Ihrer königl. Hoheit der Frau Großherzogin Marie von Medtenburg-Schwerin stehende „Verein deutscher Lehrerinnen“ zu empfehlen. Ehrenpräsidentin ist Gräfin Marie zu Münster, Vorstand Frau Schliemann, Vorsitzende Frau von Garbon. Adresse des Vorstandes ist 8 Rue de Billejust, Avenue de Kleber, Paris. Sprechstunden an Sonntagen von zwei bis vier Uhr und an Sonnabenden, sowie jeden Mittwoch von acht bis zehn Uhr Abends.

Aus den Statuten entnehme ich wörtlich Folgendes: Vermittelung von Stellen und Stunden.

„Für Vermittelung von Stellen wird nach Verlauf der ersten drei Monate zwei Procent des Gehaltes in die Vereins-casse entrichtet; für eine Stelle, welche weniger als drei Monate dauert, oder ein bezahltes Ferien-Engagement fünf Frs.; für Stunden oder Morgen- und Nachmittags-Beschäftigungen der fünfte Theil der ersten Monats-Einnahme.“

In den Verein werden deutsche Lehrerinnen ohne Unterschied der Confession aufgenommen, auch Oesterreicherinnen, Schweizerinnen, Deutschrussinnen. Der Vereinsbeitrag beträgt fünf Frs. im Jahre.

Dieser Verein, welcher erst durch Sammlungen und Beiträge\*) die Summe zur Erbauung eines eigenen Hauses aufzubringen bemüht ist, steht in inniger Verbindung mit dem deutschen Heim 21 rue Brochant.

Dieses besteht seit fünf Jahren und es finden in ihm alle deutschen Lehrerinnen Aufnahme, welche ihr Prüfungszeugniß (auch in beglaubigter Abschrift), oder, wo dieses fehlt, eine Empfehlung von einer antilchen Persönlichkeit einreichen.

Die Aufnahme in das Heim berechtigt nur zu einem Aufenthalte von drei Monaten. Nach Verlauf dieser Zeit müssen die Damen darauf vorbereitet sein, auf vierzehntägige Kündigung hin Neuangemeldeten Platz zu machen.

Der Pensionspreis beträgt: Für ein Einzelzimmer: 96 Frs. per Monat, 28 Frs. die Woche, 4,50 Frs. den Tag.

Für ein Zimmer mit 2 Betten: 85 Frs. den Monat, 22,50 Frs. die Woche, 3,50 Frs. den Tag.

Anfragen und Anmeldungen für das Heim sind, mit einer 20 Pfg.-Marke versehen an die Vorsteherin des deutschen Heims 21 rue Brochant, Batignolles, zu richten. Es ist besser, die Adresse in französischer Sprache folgendermaßen abzufassen: „Madame la Présidente du home allemand, 21 rue Brochant, Batignolles, Paris.“

Das „english home“ der Miss Leigh, Avenue Wagram, \*) Ich erlaube mir, an dieser Stelle darauf aufmerksam zu machen, daß der Verein auch die kleinste Gabe unter der Adresse 8 rue de Villejust dankbar annimmt.



nimmt nur Protestanten auf, und soll dort ebenfalls der Pen-

sionspreis ein sehr mäßiger sein. Pensionen in Privatfamilien stellen sich per Monat Alles in Allem auf 130—160 Francs. Ich gebe keine Adresse an, da doch dieselben dem Wechsel mehr unterworfen und infolge-

dessen weniger verlässlich zu nennen sind. Ich begnüge mich nur, darauf aufmerksam zu machen, daß sich in der Avenue de Billiers, in der Nähe des Parc Monceau, sowie in Passy sehr gute derartige Pensionen befinden, sowie Familien, welche Kostzöglinge aufnehmen.

Für Damen, welche vollkommen unabhängig sein wollen und denen daher mit einem Zimmer sammt Bedienung allein besser gebietet ist, nenne ich einige seit Jahrzehnten bestehende, sehr achtbare „Maisons meublées“ im Quartier des champs-

Elysees in der rue Washington. Es sind dies: das Haus Nr. 43 der Madame A. Le Perrier, und das Haus Nr. 45, bekannt unter dem Namen „Hôtel Matthews“. In letzterem kann man auch die Mahlzeit in der Mitte des Tages, das sogenannte Déjeuner, einnehmen. Die Zimmer belaufen sich in diesem Quartier, welches allerdings das theuerste von Paris ist, auf 45—60 Francs. per Monat.

Eine Lehrerin, welche aber in diesem Quartier überhaupt Beschäftigung findet, kann diesen Preis auch bestreiten und befindet sich zugleich am Knotenpunkt vieler Omnibuslinien.

Jede in Paris befindliche Erzieherin lege sogleich alle Hebel in Bewegung und wende sich nicht an ein Stellen-Vermittlungs-Bureau allein, sondern scheue die Mühe nicht, an verschiedenen Thüren anzuklopfen. Von den unzähligen Vermittlungs-Bureaus nenne ich besonders vier, welche für Erzieherinnen und Lehrerinnen zu den besten gehören. Es sind dies: „Mme. Robert, 39 rue de Miroménil.“

„Agence classique de Mme. Mariette, succ. de Mlle. Capron, 23 rue de Miroménil.“

„Mme. Dusausoy, 3 bis, rue d'Athènes.“

„Agence Stewart, 52 rue de Washington.“

Überall stelle man sich persönlich vor und frage öfters nach, um nicht in Vergessenheit zu gerathen.

Zum Schlusse erwähne ich noch, daß der französische Adel im Allgemeinen geringere Gehalte zahlt, und die Erzieherin, der es um eine Stelle am Vvd. St. Germain zu thun ist, sich mit einer weniger hohen Einnahme wird begnügen müssen, während sich die Gehalte in der hohen Finanzwelt bedeutend besser stellen. Dasselbe gilt auch von Beschäftigungen für halbe oder ganze Tage und für Stunden.

Den Sommer über sind Unterrichts-Stunden allein kein genügender Verdienst und wäre die Annahme eines Ferien-Engagements der überarbeiteten Lehrerin zu empfehlen. Es giebt nämlich viele Familien in Paris, welche eine Erzieherin für das Seebad oder für die Reise suchen.

Somit glaube ich denn die hauptsächlichsten Punkte beleuchtet zu haben und fasse noch einmal in Kürze zusammen, worauf ich besonderes Gewicht lege:

Man strebe keine Stellen aus der Ferne an mittelst Zeitungs-Annoncen oder durch sonstige Vermittlung. Bei diesen Stellen geräth man häufig in sehr bedenkliche Lagen, denn sie haben meist einen Haken. Sehr oft auch erreicht man trotz langem Wartens endlich doch nichts, — oder aber man nimmt in der Unkenntniß der eigentlichen Verhältnisse Bedingungen an, welche weit unter den gebräuchlichen stehen.

Man vermeide die Zeit zwischen Mai und September, wannne sich mit Gebuld und wende sich sogleich an die angeführten erprobten Institute, nachdem man die Reise nicht gedenkt hat. Endlich vergesse man nicht, daß auch zum Stellensuchen in Paris Geld gehört, wie zum Kriegsführen.

Sollten meine Rathschläge und Fingerzeige nur einigen unerfahrenen, strebsamen Mädchen die Wege geebnet haben, so wäre der Zweck dieser kleinen Studie in vollem Maße erfüllt.

Radbruch verboten.

### Edelsteine.

Von Gregor Samarow.

II.

Wie die edlen Steine von Alters her als Schmud hoch geschätzt wurden, so hat man ihnen auch im Alterthum, wie im Mittelalter, symbolische Bedeutungen und geheime Kräfte beigegeben.

Seit lange hat man die Steine mit den Monaten des Jahres in Verbindung gebracht, und für jeden Menschen soll der Stein, der zu seinem Geburtsmonat gehört, besonders heilbringend sein, — sodas auch hierin vielleicht für unsere Damen eine Nützlich bei der Wahl ihres Schmuckes liegen könnte, — wenn sie die mystische Kraft der Edelsteine höher stellen als deren Wirkung auf ihre Schönheit und Anmuth.

So gehört dem Januar der Hyacinth, seine Farbe bedeutet das erwachende Morgenroth des Jahres. Er hat die Kraft, Freundschaft zu gewinnen und die Freundschaft zu verfohlen.

Des Februars Stein ist der Amethyst, der Roth und Blau, — die Liebe und Treue, — in sich vereint. Er macht besonnen, klar und verständig und gewinnt die Gunst der Fürsten und Mächtigen.

Der Heliotrop, der Stein des März, schützt vor Gift und Verleumdung und soll auf dem Herzen getragen werden.

Dem April gehört der Diamant mit seinem sprühenden Licht, das des Jahres Frühlingleben weckt, — nach Anderen der Saphir, der wie der Monat in allen Farben vorkommt, — er macht leichten, fröhlichen Sinn und frischen Muth.

Der Smaragd, grün wie die erblühende Natur, ist der Stein für den Mai, er soll die Liebe-befestigen und behüten und im Ringe zerbrechen, wenn die Hand falsch ist, die ihn trägt.

Der Chalcedon, der Stein des Juni, verscheucht die Sorgen und bringt dem Herzen ruhigen Frieden; der Carneol, der dem Juli gehört, giebt heiße Leidenschaft in der Liebe, feurige Kraft in allen Kämpfen des Lebens. Dem August, der mitten inne steht zwischen Sommer und Herbst, ist der zweifarbige Onyx zugewiesen, der das Herz warm erhält und zugleich den Geist kalt und klar macht und daher von den Königen und Fürsten getragen werden soll.

Der goldgrüne Chrysolith ist der Stein des Septembers, er befähigt den Born und hält böse Träume ab. Dem October gehört der Aquamarin, der vor Intriguen und Verrath schützt. Man soll ihn an der rechten Hand tragen und öfter vom Rande bescheinen lassen.

Im November bringt der Topas, — ähnlich dem im Glase

funkelnden Weine, — freundliche Ruhe und behagliche Beschaulichkeit, Freude am ruhigen, leidenschaftslosen Genuß des Lebens in das menschliche Gemüth.

Der Chrysopras ist der Stein des Decembers, — er giebt Glauben und Hoffnung in aller Noth und Vangigkeit, schützt vor Gefahr durch eigenen Muth und bringt dem, der ihn trägt, einen sanften und glaubensfreudigen Tod.

Unsere Leserinnen mögen sich nun nach dem Geburtsmonat ihren Stein wählen und dessen Kraft erproben.

Zur Zeit des ersten Kaiserreichs hatte man eine Art von symbolischer Sprache der Edelsteine erfunden, in dem man aus den Anfangsbuchstaben derselben ein Wort zusammenstellte, das eine Erinnerung oder auch einen Gruß oder sonst Etwas bedeutete.

So besaßen wir ein Armband, ein Geschenk der Königin Karoline von Neapel, das in seinem Geflecht die Haare sämtlicher Mitglieder des Napoleonischen Hauses vereinigt. Die einzelnen Glieder dieser geflochtenen Haarleiste werden durch Steine gebildet, deren Anfangsbuchstaben den Namen Karoline zusammensetzen. Ein anderes Armband aus jener Zeit setzt sich aus den durch kleine Ketten vereinigten Steinen: Zaspis, Emeraude (Smaragd), Topas, Aquamarin, Jacinthe (Hyacinth), Malachit und nochmals Emeraude zusammen. Das Bracelet sagt auf diese Weise in der Sprache der Edelsteine: je t'aime! und gewiß hat einst der schönen Empfängerin der geheimnißvolle Gruß der Liebe, der ihr aus den Steinen entgegenfunkelte, mehr Freude gemacht, als das kostbare Geschenk.

Eine andere Art der Steinhymnol und Steinsprache war in den vierziger Jahren in der vornehmen Gesellschaft von Paris Mode, — während jener Zeit, in welcher der König Louis Philipp es verstand, das politische Leben einzuschläfern und die Gesellschaft mit pikanten Spielereien zu beschäftigen.

Die eleganten Herren und Damen, welche den Ton bestimmten, den man damals hier zu nennen begann, und den man heute nicht nennt, gaben ihren Freunden und Freundinnen statt der Visitenkarten einen Edelstein, in welchen das Wappen oder die Namensschiffe eingravirt wurde. Die Steine waren von ovaler Form und lagen auf einem rundgewölbten Schilde von dunkelblauem Email, das dann von der Empfängerin an der Gürtelkette, von den Herren an der Uhr getragen wurde, — wenn die kostbare Karte freundliche Aufnahme gefunden hatte. Es war so eine symbolische Sprache entstanden, in welcher jeder Stein seine Bedeutung hatte, sodas für die Eingeweihten die funkelnde Visitenkarte einen Gruß, ein Geständniß, eine Frage, — auch einen Vorwurf ausdrücken konnte.

So bedeutete der Lapis lazuli die unerlöschliche Treue, — der Malachit die schäuderne Hoffnung, der weiße Carneol heilige Freundschaft, — der Baumachad aber bezeichnete eine launenhafte, unbeständige Dame, welche sich nicht fesseln läßt. Der letztere Stein konnte also ebenso ein Vorwurf für die Geliebte, als die Abweisung eines Geständnisses sein. Man nannte diese Schildchen mit den kostbaren Symbolsteinen visiteuses, und sie blieben in der Mode, bis die Revolution von 1848 mit dem Königthum Louis Philipp's auch dieser geistvollen und amnuthigen Tändelei ein Ende machte.

Von den geheimnißvollen Eigenschaften der Edelsteine wissen die alten Sagen und Märchen viel zu erzählen; die Talismane des Orients und die zauberkräftigen Siegel des Mittelalters sind in edle Steine geschnitten und Geschenke geheimer Mächte. Eine ganz besondere Bedeutung hat in dieser Beziehung der Karfunkel, — bei den Alten der edle Granat, dem man heilkräftige Wirkung zuschrieb, namentlich gegen Gifte und ebenso auch gegen das schlimmste Gift, — die üble Nachrede und Verleumdung. Im Mittelalter war der Karfunkel ein dunkelrother und dabei goldglänzender fabelhafter Stein, der im Dunkeln so hell strahlte, daß ein Karfunkel große Säle mit tageshellem, goldschimmerndem Lichte erfüllen konnte. Er gab seinem Besitzer die Macht über den Willen anderer Menschen, — heute würde man das symbolische Kraft nennen, — und zugleich die Fähigkeit, sich unsichtbar zu machen, — ein vortrefflicher Stein also für politische Reporter, die mit einem Karfunkel in der Tasche die mühselige Arbeit der Interviews sich sparen könnten und nur nöthig hätten, ganz ungelesen in die Sitzungszimmer der diplomatischen Conferenzen zu treten und die tiefsten Geheimnisse der hohen Politik zu stenographiren. Der Feigheit hatte die Eigenschaft, den Karfunkel zu finden und in sein Nest zu tragen, wo er dann unter allerlei sehr complicirten und schwierigen mystischen Operationen gesucht werden sollte, — auch arbeiteten die Alchymisten, wie Paracelsus und Albertus Magnus, daran, den Karfunkel künstlich herzustellen. Von Karl dem Großen erzählt die Sage, daß seine Gemahlin von einer wohlthätigen Fee einen zauberkräftigen Edelstein erhalten habe, der die Nacht besaß, ihr die Liebe und Treue des Gemahls für alle Zeit zu erhalten. Vor ihrem Tode warf sie den Stein in einen kleinen See bei Aachen und ihr Gemahl nahm dort seine dauernde Residenz und ließ auch in der Nähe des Wundersteins sein Grabmal errichten.

Von den berühmten Steinen, die als Wunder ihrer Art einen Platz in der Geschichte einnehmen, — wie der Saure, den Karl der Kühne in der Schlacht bei Sombach im Schwertknopf trug, — dem Kobi-noor, dem „Berg des Lichts“, aus dem Thron des Großmoguls in Delhi, den heute die Königin Victoria an ihrem Witwenkleide als einzigen, der Kaiserin von Japan würdigen Schmud trägt, — und anderen ist so viel und oft geschrieben, daß wir unseren Leserinnen nichts Neues davon erzählen könnten. Alle diese Steine sind eigent-lich unbezahlbar, denn ihr wirklicher Werth, nach der üblichen Berechnung ermittelt, übersteigt jedes Vermögen. Sie sind deshalb auch immer erobert oder geraubt, und viel Blut klebt an ihnen, ohne ihren Glanz zu trüben, der ja schon so viele gewaltige Revolutionen unserer Erde überdauert hat. Wenn nach Napoleon's I. zündendem Wort auf seine Aegyptische Armee vier Jahrtausende herablickten, so sehen uns aus jedem Edelsteine eine unzählbare und unberechenbare Reihe von Jahrtausenden an, und lange hinter den Kammuths und Sauriern liegt die Zeit zurück, in der das flammende Sonnenlicht sich in dem flüssigen Blut der glühenden Erde spiegelte, das heute zu kaltem Stein geronnen und in verpregneten Tropfen ein Bild jener Feuerperiode bietet, in der die flammenleuchtende Farbenpracht ohne Form und Gestalt die Welt erfüllte.

Einige kleine Notizen mögen hier noch angegeschlossen sein über die persönliche Symbolik, welche historische Personen zuweilen an die Edelsteine knüpften. Die Königin Elisabeth von England führte ein Siegel, welches in einem rothen Carneol, dem Stein des Muthes und der feurigen Kraft die lateinischen Worte zeigte: „Aut fer aut feri, ne feriari feri“, — „man muß schlagen, um nicht geschlagen zu werden, wenn du nicht schlägst, wirst du geschlagen werden.“

Maria Stuart, die diesem harten Herrscherpruche ihrer Feindin zum Opfer fiel, siegelte seit dem Tode ihres ersten

Gemahls, des Königs Franz II. von Frankreich, mit einem Oval, dem Stein der Thränen, in welchen ein Zweig des Süßholzstrauchs eingravirt war, aus dessen Wurzel man damals ein sehr beliebtes süßes Getränk bereitete, mit der Umschrift: „Ce que j'ai de plus doux est caché sous la terre.“ — „das Süßeste, was ich habe, ist unter der Erde begraben.“

Der Herzog von Beaufort, Großadmiral von Frankreich, führte als Siegel den äußerst seltenen Mondstein, Adular, darauf einen Mond mit der Umschrift: „Elle obéit au soleil et commande au flot“, — „der Mond gehorcht der Sonne und gebietet der Fluth“, — eine äußerst feine und geistvolle Schmeichelei gegen den König.

Louise de la Vallière, die Geliebte Ludwig's XIV. aus dessen romantischer Jugendzeit, siegelte ihre Briefe an den König mit einem Rubin, dem Stein der tiefen, glühenden Liebe, darin geschnitten war eine stiegende Taube mit der Umschrift: „L'invio, l'invidio“, — „ich sende sie, und ich beneide sie“.

Das Siegel der Kaiserin Josephine war ein Heliotropstein, darin geschnitten ein Heliotropzweig mit der Umschrift: „Vers le Soleil“. Der Heliotrop ist der Stein des ersten Frühlings, der der Sonne entgegenstrebt, ebenso wie die Pflanze sich dem Tagesgestirn zuwendet, — für den Stein wie für das Bild paßt daher die Umschrift. Die arme Josephine sollte aber die Sonne ihres Lebens noch herabsinken sehen von ihrer strahlenden Mittagshöhe, und sie starb, wie der Heliotrop ohne Licht sterben muß.

Auch in unsere Zeit setzt sich diese Symbolik fort. Wir sahen bei einer der elegantesten und geistvollsten Damen der alten und guten Gesellschaft des Sauburg St. Germain ein Petschaft, das aus einer zierlichen goldenen Krabbenfüße bestand, deren diamantene Krallen einen schillernden graugrünen Krabbenaugen-Stein hielten, der die Umschrift trug: „Acier et velour“, — „Stahl und Sammet“. Außerst bezeichnend für diejenige, welche dies Petschaft führte, wie für gar viele Damen, die ja ebenso lebenswürdig zu schmickeln verstehen, wie sie es nicht unterlassen können, bei Gelegenheit die feinen, spizen Krallen hervorzuführen.

Wir hoffen, daß unsere flüchtige Plauderei unsere Leserinnen nicht gelangweilt hat. Möchte sie Diejenigen, denen die Gunst des Glückes den Luxus der Edelsteine erlaubt, dazu anregen, dieselben immer mit Geist und Geschmad in den Dienst der harmonischen Schönheit zu stellen. Diejenigen aber, denen des Glückes launische Hand das Füllhorn seiner Gaben verschloß, mögen sich darum nicht bekümmern.

Wenn aus klaren Augen der Geist blüht und der Liebe und der Treue warmes Licht strahlt, dann wird sich die lebendige Macht des göttlichen Ebenbildes weit erheben über den schimmernden Glanz der versteinerten Gluth vergangener Jahrtausende. Und wenn dann aus dem leuchtenden Auge die Thräne des Mitleids mit fremdem Leid hervorquillt, so wird der zauberkräftige Karfunkelstein weit überboten durch die Wunderkraft der opferfreudigen Liebe, die Gott in die Herzen edler Frauen gelegt und von der das traurige Wort nicht gilt, das Alexander Dumas in sein Petschaft von stetig geprenkeltem Baumachad grub:

Tout { P } / { C } / { L } asse.



Radbruch verboten.

Die Poetie der Farben. — „Wie kommt es nur, daß man in Bezug auf die Wahl der Farben so viel Geschmadloses und Wiberfinniges in den Damen-Toiletten sieht?“ äußerte ich neulich zu einem mir bekannten Maler.

„Weil die Frauen gemeinlich nichts von Farben-Kesthetik verstehen,“ erwiderte er.

„Ist das denn nöthig?“ fragte ich. „Ich dünkte, eine Jede belehrte ihr guter Geschmad darüber, welche Farben zusammenpassen, ebenso wie ihr Spiegel ihr sagt, welche sie am besten kleiden.“

Er lächelte. „Der Spiegel! Der gute Geschmad! Ich bitte Sie! Einer ist so unzuverlässig wie der andere, denn der erstere betrügt und der zweite — fehlt in den meisten Fällen.“

„Er fehlt?“

„Gewiß, und das zwar, weil er nicht, wie man gewöhnlich annimmt, eine Naturgabe, sondern etwas Angelerntes, Aneerzogenes ist. Wenn demnach in unserem Falle die Damen nicht die Gesetze der Farbenharmonie kennen, wie vermögen sie dann bei ihrer Toilette die ihnen vortheilhaftesten Farben zu wählen?“

„Ich kenne diese Gesetze auch nicht,“ gestand ich, „aber ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie meine lädenhafte Bildung ergänzen wollten. Man möchte doch nicht gern wie eine Vogelgefende aussehen, und vermag einige Kenntniß auf dem erwählten Gebiet dies Uebel abzuwenden, so ist es ja geradezu Pflicht, sich dieselbe anzueignen. Ich habe z. B. behaupten hören, ein zu rother Teint könne abgeblaßt, ein fahler Teint und ein bräunlicher heller gestimmt werden, — ist das richtig?“

„Gewiß ist's das.“

„Nun, so sagen Sie mir schnell, wie man's macht.“

Er strich sich nachdenklich seinen Schnurrbart.

„So kurzweg läßt sich das nicht sagen,“ meinte er, „um Ihre Fragen zu beantworten, muß ich weiter ausholen. Also hören Sie, — wir besitzen drei Primär- oder Grundfarben, — es sind dies diejenigen, welche sich durch keine Mischung erzeugen lassen, nämlich: Gelb, Roth und Blau. Aus der Verbindung dieser Farben mit ihren Nachbarn werden die Secundärfarben gebildet, sie heißen: Orange, Violett und Grün. Orange geht aus der Verbindung von Gelb und Roth, Violett aus der von Roth und Blau hervor, und Grün wird durch Gelb und Blau erzeugt. Auf diese Weise entstehen die sogenannten Farbenverwandtschaften. Nun stehen aber leider, wie dies ja auch häufig bei den Menschen der Fall ist, die Farben in schlechten Familienverhältnissen zu einander, und gerade die nächsten Verwandten suchen sich gern zu schädigen. Und wieder gerade wie bei uns Staubgebrorenn, sind es auch hier die Stärkeren, welche die Verdränger der Schwächeren werden. So betäubend an sich in dessen diese Unverträglichkeit der Farben unter einander ist, so nützlich erweist sie sich doch den Damen, indem sie ihnen die Möglichkeit giebt, diejenigen Töne ihres Teints, welche ihnen unbequem erscheinen, durch deren Liebe Verwandte verdrängen zu lassen.“

„Ah!“ machte ich unwillkürlich, denn endlich ging auch mir ein Licht auf, wo mein Freund hinauswollte. „Die Complementaryfarben!“



Er nicht. Ganz recht, die Complementärfarben! Ueber sie wollte ich sprechen, denn sie sind's, mit deren Hilfe die Damen über die Mängel ihres Teints zu läuschen vermögen. Daß sie im Farbenspiel einander gegenüber stehen, werden Sie vermuthlich wissen. Gelb ist die Complementärfarbe von Blau, Roth von Grün, und Orange von Violett. Steht nun eine dieser leuchtenden Farben neben einem neutralen Nachbar, so zwingen sie denselben, den Ton ihrer Complementärfarbe anzunehmen, wovon Sie sich durch ein einfach auszuführendes Experiment leicht überzeugen können. Sie brauchen nämlich nur einen farbigen Streifen Zeug auf einen weißen Bogen Papier zu legen und nach kurzem Hinschauen wird Ihr Auge um jenen einen in der Complementärfarbe leuchtenden Rand zu sehen glauben. Welcher Vortheil den Damen aus dieser optischen Täuschung erwächst, begreift sich leicht, — jeder matte Teint kann durch die Einwirkung der Complementärfarbe erhellt und das schwache Roth desselben ergänzt werden.

„Was vermag nun solch' ein fesselndes Geschöpf wie ich, das sich ausnimmt wie ein abgeblaßtes Pastellbild, zu thun, um seinen grauen, fahlen Teint frischer erscheinen zu lassen?“ forschte ich begierig.

„Ja, der graue, farblose Teint, namentlich wenn er einer Blondine angehört, ist freilich schwer zu behandeln, schwerer als jeder andere,“ lautete die aufrichtige Antwort. „Jedenfalls verträgt er ebensowenig wie der gelbe, bläuliche und rothe, die Complementärfarben seiner Haut, sondern vielmehr nur verwandte Farben, welche, indem sie die Complementärfarbe hervorrufen, seine unschönen Töne verdrängen. Wie verbreitet ist nicht der Irrthum, daß Hellblau die Blondine unter allen Umständen kleiden muß! Und doch erweist's ihr, sofern sie nicht mehr die blühende Frische der Jugend besitzt, nicht den Gefallen, im Gegentheil wird sie zu ihrem Kummer sich eingestehen müssen, daß es ihrem Gesicht ein gelbliches, krankliches Aussehen verleiht. Eben- sowenig eignet sich für sie Rosa, welches die Haut grünlich schimmern läßt.“

„Sie sagen mir nur, was eine etwas verbläute Blondine nicht tragen, aber nicht, was sie tragen soll,“ warf ich ärgerlich ein. „Giebt's denn für sie keine Farben?“

„Gewiß, — das heißt, Halbfarben, — Graugrün, Reseda, z. B. Das in diesen enthaltene Grau bleicht als härterer verwandter Ton den schwächeren des Teints, das beigemischte Grün sucht als Contrastfarbe dessen zu matten Roth zu beleben und sich selbst zu ergänzen. Auch ein tiefes Blauviolett und Oliv kann eine günstige Wirkung hervorbringen, — ersteres führt die Hautfarbe in ein helles mattes Gelb hinüber, welches dem fahlen Grau vorzuziehen ist, und letzteres läßt sie zarter erscheinen und giebt ihr einen Hauch von Röthe. Bei allen diesen Farben, gleichviel ob man sie in Wolle, Leinen oder Seide tragen will, ist jedoch anzurathen, sie möglichst dunkel zu wählen, da helle Toiletten gar zu sehr geeignet sind, die ganze Erscheinung in's Matto, Farblose zu ziehen. Am meisten aber hat man sich vor weißen Roben zu hüten, denn Weiß besitzt die Eigenschaft, jeden Ton, neben dem es gesetzt wird, zu erhöhen und läßt deshalb auch den grauen mit verdoppelter Stärke hervortreten. Ist es nun durchaus nicht zu vermeiden, bei dieser oder jener Gelegenheit eine helle oder gar weiße Toilette anzulegen, so möge man sie wenigstens mit einer dem Teint vortheilhaften Farbe garniren, — eine schwarze Spitze, ein violetter oder oliv Befaz um den Halsauschnitt und Blumen von der nämlichen Farbe im Haar, thun in solchem Falle oft gute Dienste. Was übrigens den Befaz anbelangt, so braucht man bei demselben lange nicht so discret mit der Farbe zu verfahren, wie bei den Kleidern, denn bei richtiger Zusammenstellung der Farben läßt es sich wohl machen, daß die üble Wirkung der einen durch die andere gleichsam neutralisirt wird. Während es der kränklich blassen Blondine fast unbedingt verwehrt ist, eine ganze Toilette in Roth zu tragen, kann sie es zur Garnitur eines blauen oder grünen Kleides recht gut verwenden, ohne ihrer Schönheit Eintrag zu thun.“

„Roth und Grün!“ rief ich verwundert aus, indem mich ein leiser Zweifel an dem Geschmack meines farben- und toilettenkundigen Freundes beschlich. „Das würde doch wohl neben einander zu grell ausfallen!“

„Ganz und gar nicht,“ erwiderte er, „sobald man nur die richtigen Nuancen wählt. Ponceau darf man natürlich nicht mit Grasgrün garniren, aber ein mattes Meergrün mit Granatroth gewiß. Es nimmt sich sogar vortheilhaft aus, ebenso wie Marineblau mit Granat, Erdme mit Kornblau, Wasserblau mit Fraise, Altrosa mit Altgold.“

„Ich konnte einen leisen Seufzer nicht unterdrücken. „Die Farbenwahl bei der Toilette scheint mir doch eine recht schwierige Sache zu sein,“ meinte ich kleinlaut, „für uns arme Blondinen zum mindesten, wie Sie ja selbst zugeben. Ja, wer das Glück hat, zu den Brünnetten zu gehören, hat es leichter. Sie dürfen ohne Bedenken die ganze Farbenscala durchtragen.“

„Um Himmelswillen nicht!“ fiel mein Maler entsetzt ein. „Denken Sie sich eine Brünnette mit gelber Haut in einem prononciert blauen Kleide, — würde sie nicht wie eine Citrone aussehen? Ja, selbst Grün darf sie nicht ohne Weiteres wählen, denn wenn dies auch einen rothigen Schein auf ihr Gesicht wirft, so ist dieser doch immer noch nicht hinreichend, um den nahe- liegenden Vergleich von Salat mit Eiern abzuwehren. Günstiger liegen die Dinge ja freilich für sie, als für die Blondine, da auch bei bleichem Teint die dunkle Umrahmung des Haars von vornherein dazu beiträgt die Hautfarbe zu beleben. Im Allgemeinen wird sie jedoch immer gut daran thun, sich vorzugsweise an Roth und Gelb zu halten.“

„Und wenn ihr Teint allzu roth ist, wie dann? Doch ich verstehe, die Complementärfarbe von Roth ist ja Grün, folglich bleicht eine rothe Toilette die Haut.“

„Das wohl, aber wenn letztere gar zu roth ist, wirkt die Complementärfarbe auch nicht stark genug, sondern steigert im Gegentheil den allzu grellen Ton. Daher wird denn auch der übermäßig blühenden Brünnette schließlich nichts Anderes übrig bleiben, als sich vorzugsweise in neutrale Farben zu kleiden, so schwer das auch einer farbenkundigen Seele fällt.“

„Also wieder neutrale und Halbfarben und nichts als solche,“ entgegnete ich bedenkl. „Wo bleibt denn da die Farbenschönheit?“

„Habe ich Ihnen, wie Ihren brünnetten Schwestern, nicht gestattet, Ihre Kleider farbig zu garniren? Vermögen Sie nicht durch zweckmäßige Combination der verschiedenen Töne die farben- schärfsten Wirkungen hervorbringen? Und sind schließlich nur Primär- oder ganz duftige zarte Farben schön?“

„Letztere sind aber so poetisch,“ warf ich ein.

„Poetisch? Sie sprechen, — ich bitte unterthänigst um Vergebung, — wie eine schwärmerische Pensionärin,“ sagte er. „Was ist poetisch? Was schön und harmonisch ist und wohlthuend und anregend zugleich auf Empfindung und Sinne wirkt. Eine Toilette, deren Farben unter einander und mit ihrer Trägerin harmoniren, wird darum auch nie verfehlen, einen poetischen Eindruck hervorzurufen, denn in der vollkommenen Harmonie der Farben ist auch die Poesie der Farben enthalten.“



Nachdruck verboten.

**Rückkehr aus den Ferien-Kolonien.** Von Wilhelm Geißler. Siehe die Abbildung, Seite 125. — Es war im Jahre 1876, als der schweizerische Pädagoge und Menschenfreund, Piarrer Bion in Zürich, seine Ideen einer gründlichen Reform der Schulferien zum ersten Male practisch zu verwirklichen versuchte und eine Kolonie von vierunddreißig Knaben und dreißig Mädchen unter Leitung einer Anzahl von Lehrern und Lehrerinnen nach den Appenzeller Matten in der Umgegend von Trogen schickte. Die Kinder blieben nur vierzehn Tage im Freien, aber diese vierzehn Tage Landluft, verbunden mit absolutem geistigen Ausruhen (die Ferienarbeiten waren auf das geringste Maß beschränkt worden), hatten ihnen mehr genutzt, als eine sechs-wöchentliche Ferienfreizeit in der dampfen Stadt, eine „Freiheit“, die dadurch zu einer sehr bedingten gemacht wurde, daß die Kleinen gewöhnlich eine Unlast von Ferienarbeiten mit auf den Weg bekamen. Die Anregung, die Piarrer Bion gegeben, weckte überall das Interesse für die sogenannten Ferien-Kolonien; man ahmte dem schweizerischen Kinderfreund zunächst in Frankfurt a. M., Berlin, Dresden, Stuttgart, Leipzig und Wien, und bald in fast allen anderen größeren Städten nach. Sammlungen wurden veranstaltet, und schließlich fanden sich auch zahlreiche Väter-Directionen bereit, alljährlich eine größere Anzahl von Kindern gänzlich frei oder gegen höchst mögliches Entgelt in besonderen Hospizen aufzunehmen, um den Kleinen dort die Wohlthaten der Seeluft und der Seebäder, einer körperlichen und geistigen Erfrischung nach der anstrengenden Schulzeit zu bieten. Das Geißler'sche Bild in unserer heutiger Nummer mag als eine Art von künstlerischer Propaganda für die Ferien-Kolonien aufgefaßt werden. Vielleicht erfreut sich manche Mutter an den dargestellten frischen Kinderscenen und erhält durch sie die Anregung, den Ferien-Kolonien gleichfalls eine kleine Spende zu opfern. Giebt's eine schönere Wohlthätigkeit, als die für unsere Kinder, für das heranwachsende Geschlecht? —

Nachdruck verboten.

### Practische Winke für die Reise.



**Reiseroute für die oberitalienischen Seen.** — So wenig Gepäck, wie irgend möglich, gilt an den Seen in vollstem Maße; da man bald die schweizer, bald die italienische Grenze überschreitet, so muß man sich einer Reihe von Zollrevisionen unterwerfen, die nicht zu den Annehmlichkeiten einer Reise gehören. Die Kenntniß der italienischen Sprache ist nicht unbedingt nöthig; es lohnt sich indeß, einige Sätze zu lernen, man reist unabhängiger und billiger, wenn man selbst mit Aufsehern, Schiffen und Kaufleuten sprechen kann. In den großen Hotels wird allgemein Französisch gesprochen; diese sind gut aber theuer. In den kleineren italienischen Gasthäusern ist es billiger, das Essen sehr gut, aber die Reinlichkeit läßt zu wünschen übrig.

Die drei Seen sind unter einander mit Dampfschiffen und Tramways verbunden; es existirt eine Reihe von Rundreisebillets für die drei Seen (gültig drei Tage), deren Lösung ein Gotthardbahn-Retourbillet um die Dauer des Rundreisebillets verlängert. Man vergleiche darüber den „Indicatore ufficiale“, ein kleines, gelb eingebundenes, italienisches Eisenbahn-Kursbuch, das jeden Monat neu erscheint und an allen Bahnhöfen feilgeboten wird.

Die Reise-Toilette bedarf keiner besonderen Aenderung, nur für März und November nehme man sehr warme Kleider mit; es schneit dann manchmal Tage lang. Die geschicktesten Plätze für diese Zeit sind: Cadenabbia, Pallanza und Castagnola (bei Lugano).

Ist man nicht sehr mit der Zeit beschränkt, so thut man am besten, sich an jedem der drei Seen einige Tage aufzuhalten, und sich in Pension zu geben oder Privat-Logis zu nehmen. Am Comer-See eignet sich hierfür Bellagio, am Luganer Lugano und am Maggiore Pallanza. Welchen dieser drei Plätze man zuerst besucht, richtet sich nach den betreffenden Jahrszeiten, die man benutzet. Von Norden wird der Comer-See über Splügen und Maloja, der Luganer-See mit der Gotthardbahn erreicht; der Lago maggiore ebenfalls mit dieser, und mit dem Genfer-See verbindet ihn der Simplonpaß. Einen hübschen Eindruck kann man schon in drei Tagen bekommen, andererseits aber reichen Wochen nicht aus, um alle Schönheiten in sich aufzunehmen. Die genaueren Angaben der Touren vergleiche man in einem Reisehandbuche; auch seien die „Illustrirten Wanderbilder“ (Zürich, Orell u. Füssli; auf jedem Bahnhof und in jedem Buchladen zu haben) empfohlen.

**Ein stiller Winkel.** — Wer sich inmitten einer köstlichen Natur in tiefstem Frieden ausruhen will, dem kann ich aus bestem Gewissen einen stillen Winkel am Garda-See empfehlen: Fusano bei Gardone-Riviera. Gardone-Riviera selbst mit seinem einzigen Riesenhôtel liegt bei Weitem nicht so geschützt und so reizvoll wie Fusano, wo man in der kleinen Casa Sigola zwar einfach, aber in jeder Beziehung gut und billig (Pensionspreis 6-7 Franc.) aufgehoben ist. Die Umgegend Fusano's ist großartig schön; beste Zeit Frühling und Herbst; die Reiseroute führt von Norden über Mori und Riva, von Süden über Desenzano nach Fusano.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

### Fragen.

**Tabaksqualm.** — Neulich las ich eine kurze Notiz, daß Tabaksqualm auf die im Zimmer befindlichen Eschwaren eine gesundheits-schädliche Wirkung ausüben soll. Sind darüber wirklich sichere Beobachtungen angestellt worden?

Anti-Nicotin in Landau.

**Schuhwichse.** — Kann mir Jemand eine Vorschrift zu einer guten Schuhwichse mittheilen? I. G., Grabow.

### Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weichen die Zeilenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

**Roths Farbe der Wurst (104).** — Zu 2 Pfund Schweinefleisch wird 1 Pfund Rindfleisch genommen, das Fleisch mit der Maschine dreimal durchgemahlen, nach Geschmack gesalzen und auf 30 Pfund Wurstfleisch für 5 Pf. Salpeter zugehan. Die Wurst wird in dicke Rinderdärme sehr fest gestopft und mit tannenen Holzspähnen bei ständigem Rauchfeuer acht Tage lang geräuchert, also niemals mit Holzessig oder anderen Surrogaten. Diese so bereitete Wurst hat bei mir in einem nicht einmal sehr trockenen Keller (ein ganz trockener ist natürlich der beste) den ganzen Winter hindurch gehalten und zeigte im Querschnitt eine schöne Farbe. Selbst die Ende Frühjahrs in Gebrauch genommene und vierzehntage im Querschnitt gewesene Wurst blieb bis zum letzten Rest sehr schön roth. D. Wieler.

**Goulash (47).** — Geachteter Herr Redacteur! — Mit Ihrem außerordentlich taktvollen Auftreten in der frisch entbrannten Feinde: die Goulash, — die Goulash, haben Sie nicht nur den entsetzlichen Sturm besänftigt, sondern auch durch Ihr liebenswürdiges Entgegenkommen unsere, der süblicheren Breite entsprechende, rascher schlagenden ungarischen Herzen im Sturme erobert. Ja, wohl handelt es sich hier um nationale Eigenthümlichkeiten. Kann man doch aus der Art und Weise, wie eine Nation lacht und sich nährt, Schlüsse ziehen auf ihre Charakter-Eigenheiten, ja auf ihren Culturgrad. Unseren national magyarischen Speisen entsprechend, muß man uns entschließen für ein gesundes, kerniges, wenn auch culturall etwas noch zurückgebliebenes Naturvolk halten. Letzteres hat seine Begründung in unserer örtlichen Lage, in Zeiten und Umständen. Bildeten doch die Magyaren Jahrhunderte lang das Bollwerk gegen die heranstürmenden asiatischen Horden; an der felsenharten Brust unserer tapferen Vorfahren zerbrach die Macht dieser wilden Volksstämme, — wie die Springfluth am Felsenriff, und geborgen hinter diesem Damme konnten die westlichen Völker Europa's in Ruhe und Frieden an ihrer culturellen Entwicklung fortdarbeiten. Während bei jenen Kunst, Wissenschaft, Handel und Gewerbe erblühten, flagirten wir; ein Volk, stets in Waffen, das Schwert nie aus der Hand legend, kämpften unsere Väter immerwährend um Erhaltung des mit Blutströmen eroberten Bodens, um Bestand ihrer Nation, und mittelbar auch um Bestand der Christenheit. Ohne Stammesbrüder sitzen wir nun da in dem stets brodelnden, vielsprachigen Kessel, genannt Mitteleuropa, hergeweht wie ein Baumblatt vom Orkan: der Völkerwanderung; angefeindet von allen Seiten bis in die neuesten Zeiten, schlagen wir, wenige Millionen stark, mächtige Wurzeln in dieses schöne Land; uns mit seltener Zähigkeit von allen Schlägen, die uns das Schicksal, Feind und Parteigänger reichlich zumah, erholend, können auch wir nun rüstig, — die Zeiten sind nun hoffentlich vorüber, wo: Inter arma silent leges — et artes, an unserer Cultur-Entwicklung weiterbauen.

Doch habe ich mich in eine wehmüthige Stimmung hineingewebet, die wohl auch magyarische Eigenheit ist, — wo ich doch vor Allem als ein Vertreter des Magyarenthums, aus welchen Sie mich, geachteter Herr, gütigst bezeichnen, im Namen Aller unserer besten Dank für Ihre uns entgegengebrachte Freundlichkeit ausdrücken wollte.

Als Tribut unserer Dankbarkeit würden wir Ihnen gern ein gutes, magyarisch nationales Gericht senden, doch dürfte es, — da uns wohl Eis, aber keine Feihschwagons bekannt, — bis Berlin fast werden. Wohl könnte es der Locomotivführer an seiner Maschine warm stellen, doch dürfte er dem köstlichen Geruche nicht lange widerstehen und Ihnen nur die geleerte oder mit einem Butter-Zahne-Goulash-Surrogat gefüllte Terrine überreichen. Br! Senden Ihnen deshalb nur Recepte einiger echt magyarischer Speisen, die Sie sich schon aus ethnographischem Interesse kosten lassen wollen; sie werden Ihnen gewiß schmecken, und wird Ihre liebwerthe Frau Gattin oder, falls Sie noch ledig der sogenannten Rosenbanden, die werthe Zukünftige diese Recepte als gute Acquisition für ihre Küche gelten lassen. Auch werden Sie als uneigennütziger Mann nachfolgende Speisefarte dem Lesepublicum nicht vorenthalten:

1. Szegedi halászlé (Szegediner Fischsuppe). — Man nehme mehrere Gattungen frische Fische, putze und zerhacke sie in kleinere Stücke, gebe zuerst die Fische mit hartem Fleisch, später die anderen in eine mit ziemlich viel Speck, Zwiebel, Salz und Paprika gefüllte Kasserolle, gieße das Ganze mit Wasser auf und lache es zugedeckt, bis das Fleisch, ohne zu zerfallen, weich wird.

2. Székely gulyás (Kraut nach Székelyer Art). — Klein zerschnittenes Schweinefleisch mit viel geringelten Zwiebeln, Salz und Paprika, nebst nicht zu viel Sauerkraut, lasse man weich dünsten, und gebe dann, bis es sappig wird, sauren Rahm dazu.

3. Pöcköl (geschmortes Fleisch). — Würstlich geschnittenes Lamm-, Ferkelfleisch oder auch junge Hühner gebe man zu geringelt und gelb gebräunter Zwiebel, dazu Salz und Paprika, und dünste es zugedeckt. Es ist nicht nothwendig, Wasser hinzuzugießen, da das Fleisch genügend Saft läßt. Zuletzt lasse man es ohne Deckel etwas braun schmoren.

4. Tarós csusza (Topfenlederla). — Man schlage vier Eier in eine Schüssel, nehme etwas Wasser dazu und so viel Mehl, als es aufnimmt, und knete das Ganze zu einem harten, glänzenden Teig, walle es auf doppeltem Messerrücken stark aus, zupfe davon mit dem Finger kleine Flederlein ab, die man in gefalztem heißen Wasser aufkocht. Dann schöpfe man sie heraus, lasse das Wasser ablaufen, gebe sie nun in heißes Schmalz, hierauf auf die Anrichtschüssel; oben herauf kommen frische Topfen und schön geröstete Speckrammeln.